

Johnny Depp, Carla del Ponte, Edinson Cavani, Angela Merkel

Nummer 27 – 5. Juli 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Mehr Sex

Enthaltsamkeit ist eine Zier, doch öfter kommt man ohne ihr.

Von Kathy Lette

Finanzplatz ade

Wie die Politik eine Schweizer Wohlstands-Säule zugrunde richtet.

Von Beat Gygi und Florian Schwab

Die Serben und der Doppeladler

Die andere Seite der Vogel-Geschichte. *Von Peter Keller*

Literatur-Beilage
Grosse Gefühle mit
Blanca Imboden,
Emily Brontë
u. a.

4 194407 006904 27



*Selezione Maserati.
Leasing mit 0.^{CHF} Anzahlung*

Ein Angebot, das Sie nicht ausschlagen können

Auswählen, einsteigen, losfahren – Profitieren Sie bis zum 31. Juli 2018 von unserer Auswahl vorselektierter Modelle zu Leasing-Sonderkonditionen und erfüllen Sie sich Ihren Traum von einem Maserati.

Profitieren Sie jetzt: www.maserati.ch



MASERATI

Levante



Scharfsinnig und scharfsichtig: Nonnenmacher.

Er war über Jahre einer der scharfsinnigsten und scharfsichtigsten Beobachter der politischen Szene – zuerst in Bonn, dann in Berlin, und immer auch auf der ganzen Welt: Günther Nonnenmacher, bis 2014 einer der Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Für die *Weltwoche* hat er den bitterbösen Streit zwischen CDU und CSU sowie das überraschende Ergebnis analysiert. Sein Fazit: Der Asylkompromiss ist eine Lachnummer. **Seite 22**

In der Finanzbranche verstärkt sich der Fachkräftemangel – dieser Eindruck ergibt sich aus dem jüngsten Beschäftigungsbarometer des Bundesamtes für Statistik. Kann das sein, dass die nun jahrelang geschrumpfte Bankenbranche derart Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Personal hat, wie dies offiziell ausgewiesen wird? Ungefähr zur gleichen Zeit erschien eine vielbeachtete internationale Rangliste der Finanzplätze, bei der Zürich aus der Gruppe der ersten zehn Ränge gefallen ist. Ein genauerer Blick auf den Finanzsektor zeigt, dass die Banken seit der Finanzkrise gut 25 000 Stellen abgebaut, beim Private Banking etwa die Hälfte der verwalteten Vermögen verloren haben und mit anhaltenden Margenreduktionen zurechtkommen müssen. Nun müssen sie mit Zinswende, Konjunkturwechsel und Strukturwandel rechnen, vielleicht brauchen sie dafür eine neue Art von Mitarbeitern. **Seite 32**

Präzise Anweisungen für den Mord an Grenzwachtern, krakeelender Pöbel vor Privathäusern, Restaurantverbote für Staatsbeamte: Die politische Auseinandersetzung in den USA hat den Bereich brachialer Rhetorik verlassen und wird zunehmend handgreiflich und gewalttätig. Unsere Kolumnistin Amy Holmes hat der Nation den Puls gefühlt und kommt zu

einer erschreckenden Schlussfolgerung: Manche spüren eine Atmosphäre wie vor einem Bürgerkrieg. **Seite 44**



Festival der Unterhaltung: Schriftstellerin Imboden.

Sie ist, wie sie schreibt: Die Schwyzer Schriftstellerin Blanca Imboden gehört zu den Leuten, die an den Unbilden des Lebens wachsen. Liebeskummer, Existenzängste, Absturzgefahr? Ja klar gibt es das, aber so spielt halt das Leben – auch in ihrem neuen Roman «Arosa». *Weltwoche*-Autor Rolf Hürzeler hat sie bei der Buchvernissage im dortigen Hotel «Kulm» getroffen. Das Haus ist diesen Sommer für die Gäste zwar geschlossen, aber Blanca Imboden füllte es mit ihrem munteren Gelächter, als habe sie die Direktion eigens dafür engagiert. Ein Festival der leichten Unterhaltung. **Seite 62**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr einziger fähiger Nachfolger sollten nicht Sie selber sein

Für alle Fragen, die man sich als Unternehmer stellt:
Von der vorausschauenden Vermögensstrategie bis
zur Nachfolge im Unternehmen. Für die Zukunft Ihrer
Unternehmung genauso wie für Ihre eigene.

Wer viele Unternehmer berät, kann jeden einzelnen besser beraten.
Führend für Unternehmer

ubs.com/unternehmer



Oase der Verständigung

Je lauter auf der Welt gebrüllt wird, desto wichtiger wird die Schweiz. *Von Roger Köppel*

Diese Woche war der iranische Präsident Hassan Rohani in Bern. Die Bundesstadt wurde kurzzeitig zur Festung umgebaut. Das Bundeshaus wurde mit Betonsperren und Zäunen abgeriegelt. Parlamentarier mussten durch den Sicherheitscheck, wenn sie ins Hotel «Bellevue» wollten. Mühsam. Was besonders auffiel, war die enorme Freundlichkeit der Berner Polizei. Professionell, dabei schwerbewaffnet, aber äusserst hilfsbereit: Als ob ihnen das ganze Theater, das hier um einen Politikerbesuch veranstaltet wurde, etwas peinlich gewesen wäre.

In den Medien wurden Stimmen laut, die den Staatsbesuch des iranischen Regierungschefs am liebsten unterbunden hätten. Ein Politologe bezeichnete Rohani als «dauerlächelndes Gesicht des Terrors». Ein gewaltsamer Regimewechsel sei zwingend. Von rechts meldeten sich Skeptiker, die es lieber sähen, wenn die Schweiz einem ausgesprochenen Israel-Feind und Islamisten nicht den roten Teppich ausrollte. Handkehrum jubelten die Linken, die Rohani ihrerseits genau dafür schätzen, dass er gegen Israel ist.

Der Staatsbesuch erhielt verschärfte Brisanz vor dem Hintergrund der amerikanischen Iran-Sanktionen. Präsident Trump will die Mullahs mit Boykotten und massiven Beeinträchtigungen in die Knie zwingen. Ziel ist ein neuer Atomvertrag, der besser ist als der alte, den Trump kürzlich aufkündigte. Und wie immer, wenn die Amerikaner etwas wollen, muss die ganze Welt im Gleichschritt folgen. Firmen und Staaten, die mit dem Iran geschäfteten, soll der Bannstrahl der US-Sanktionen ebenso scharf treffen wie die Perser, die sich seit Chomeinis Staatsstreich Iraner nennen.

Wie soll sich die Schweiz verhalten? War der Rohani-Besuch ein Fehler? Müssen auch wir anfangen, die Welt in Gut und Böse aufzuteilen, immer in der Annahme natürlich, wir seien bei den Guten? Auf keinen Fall. Noch selten war es so wichtig, dass die Schweiz ihre neutrale Position bekräftigt. Wir machen nicht mit in diesem moralischen Hupkonzert, das überall nur «Diktatoren», «Potentaten», «Populisten», «Feinde» und «Terroristen» sieht. Je lauter auf der Welt herumgebrüllt wird, desto notwendiger wird die internationale Gesprächs- und Verständigungsoase Schweiz.

Zivilisation beginnt, wenn die Leute miteinander reden. Der moralische Fortschritt

lässt sich auch an der Zahl der Menschen messen, die zum gegenseitigen Nutzen Handel treiben. Die Vorstellung, dass es auf diesem Planeten das «absolut Böse» geben kann, ist genauso falsch und grössenwahnsinnig wie die Idee, dass ein Mensch das «absolut Gute» verkörpern könnte. Das Leben ist ein Knäuel von Grautönen, jederzeit ein Mischmasch von beidem. Aufgepasst bei Moralaposteln jeder Farbe: Wer einen andern zum Teufel erklärt, möchte sich selber zum Engel machen. Neutralität heisst lebenspraktisch, Menschen weder zu verteufeln noch zu vergöttern.

Die Neutralität hat es naturgemäss schwer bei Politikern und Journalisten. Wer selber gerne zu allem seinen Senf abgibt, dem bereitet das neutrale «Stillesitzen», das Maulhalten Mühe. Dabei ist die Neutralität die geschichtlich gewachsene, gelebte Einsicht, dass es sich die politische Schweiz, die Bundeshausschweiz, weder leisten kann noch soll, sich in die internationalen Schlachtordnungen einzureihen, mitzumachen im Konfliktgetöse der anderen. Natürlich steht dahinter immer auch der Blick aufs eigene Portemonnaie. Als armes Land musste die Schweiz mit allen gut auskommen, denn wie jeder Unternehmer weiss, sollte man seine Kunden, auch die möglichen, die zukünftigen, gut behandeln. Neutralität ist eine der wichtigsten Schweizer Wohlstandssäulen.

Neutralität heisst: Wir fangen keine Kriege an. Wir lassen uns nicht in Kriege hineinziehen. Wir halten uns von Umarmungen und Bündnissen fern, die uns auf die eine oder andere Seite drücken könnten. Es ist ein anspruchsvolles Programm. Man muss es glaubwürdig leben und überzeugend erklären

können. Neutralität heisst Abstand halten, draussen bleiben. Das braucht Kraft. Die meisten wollen mit dem Strom gehen, mitschwimmen. Der Neutrale hält sich fern.

Nur weil sie neutral ist, kann die Schweiz mit allen im Gespräch bleiben. Sie verteidigt sich nur gegen die, die sie angreifen, betrügen, ausnützen, die ihre Gastfreundschaft missbrauchen. Jeder andere ist unser potenzielle Freund, zumindest ein Gesprächspartner, den wir ernst nehmen, dem wir zugeste-



Dauerndes Gesprächsangebot: Hassan Rohani in Zürich.

hen, dass auch seine Sicht ihre Berechtigung und ihre Gründe hat, auch wenn wir sie nicht teilen. Der Basler Historiker Herbert Lüthy sprach von der «Gegenläufigkeit» der Schweiz: Diese Gegenläufigkeit ist die mit der Neutralität verbundene Weigerung, die Welt schwarzweiss zu sehen. Einfühlung. Das macht die Schweiz einzigartig.

Neutralität heisst nicht, dass wir uns mit jedem ins Bett legen, dass wir uns mit allem gemein machen. Aber in der schweizerischen Neutralität steckt die vernünftige, eben bodenständige Lebenserfahrung, dass es keine absolute Wahrheit gibt, dass niemand seinen Standpunkt für allgemeingültig erklären und automatische Zustimmung dafür erwarten darf. Es gibt immer eine andere Sicht, eine andere Sprache, eine andere Meinung, ein anderes Land, und damit müssen wir uns zuerst einmal ernsthaft auseinandersetzen. Der Neutrale wirkt durch Vorbild, nicht durch Belehrung.

Gut, dass Rohani in die Schweiz kam. Gut, dass es die Schweiz gibt. Sie ist das neutralste Land der Welt, die Staatsform der institutionalisierten Gesprächsbereitschaft aller mit allen. Am Schnittpunkt mehrerer Kulturen gelegen, mitten in Europa, selber eine Stammesgesellschaft ungezählter Minderheiten, steht die Schweiz für die Möglichkeit, dass sich die meisten Probleme friedlich lösen lassen, sofern man in offener Atmosphäre miteinander redet. Dieses dauernde Gesprächsangebot an die Welt ist eine der grössten Schweizer Friedensleistungen.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

25
JAHRE
KLINIK PYRAMIDE

Spitze für Sie

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE



Purer Hass: Donald Trump. Seite 44



Wall Street ahoi: Hamptons. Seite 72



«Wie es in gewissen Familien zugeht, ist für uns schlicht unvorstellbar.»

Margrit Stamm: Seite 36

Titelgeschichte

- 18 **Mehr Sex** Kathy Lettes Anleitung für einen lustvollen Sommer

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
9 **Kommentar** Economiesuisse: Von wegen Euroturbo
10 **Verkehr** Zumutung
10 **Kommentar** Zeit zum Umdenken
10 **Schweiz** Euro-Zuckerwatte
11 **Eilmeldung: Kurt Aeschbacher** Von der Angst zu versagen
22 **Essay der Woche** Berliner Spiegelfechtereien
30 **Mörgeli** Vom Seehofern in der Politik
30 **Bodenmann** Die Schweiz ist keine Modelleisenbahn
31 **Medien** Zurück zur Normalität
31 **Die Deutschen** Wie eine Soap
47 **Ausland** Brexit weich oder hart

Interviews

- 36 **Margrit Stamm** Die Probleme bei der Integration ausländischer Kinder werden schöngeredet
60 **Robert Müller-Grünow** Der Duftforscher über das am meisten vernachlässigte Sinnesorgan

Inland

- 38 **Millionengrab in Brasilien** Grosse Verluste mit grünem Investment
40 **Carla Del Ponte** Zweifel an der Schweizer Staatsanwältin
41 **Energiewende** Grenzen der Sonnenenergie

- 42 **Doppeladler-Affäre** Der Balkankonflikt und die Schweiz

Ausland

- 21 **Liebe oder Gewalt?** Schweden tut sich schwer mit der Unterscheidung
44 **Bürgerkrieg 2.0.** In Amerika rüsten die verfeindeten Lager auf
46 **Inside Washington** Nette Leute
48 **Kolinda Grabar-Kitarovic** Kroatiens Präsidentin redet Klartext

Fussball-WM 2018

- 12 **Köpfe der Woche** Uruguays Fussballer überraschen die Welt
15 **Sepp Blatter** Chance verspielt
15 **Marcel Reif** Heldensterben

Literatur-Spezial

- 54 **Bettina Röhl** Besuch bei der Tochter von RAF-Terroristin Ulrike Meinhof
57 **Jakob Schaffner** «Johannes»
58 **Emily Brontë** «Wuthering Heights»
59 **Knorrs** Krimis
62 **Blanca Imboden**

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Finanzplatz ade** Sorgen und Hoffnungen der Schweizer Banker
66 **Mysterien der Weltgeschichte** Wie Churchill Schafe abschlachtete

Kultur & Gesellschaft

- 24 **Hilfe, alle meditieren** Was bringt es? Soll man es auch ausprobieren?
26 **Tom Lüthi** Die Karriere des Töffrennfahrers im freien Fall

- 28 **Eine Art Goldrausch** Serie zur Lage der Weltmere (Teil 3)
50 **Johnny Depp** Was ist aus Hollywoods schönstem Star geworden?
52 **Ikone der Woche** Lauryn Hill
72 **Im Ascona der New Yorker** Das Luxus-Seebad Hamptons

Rubriken

- 9 **Im Auge** Halle Berry
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf** Gudrun Burwitz
63 **Sprache** Mundpropaganda
64 **Die Bibel** Nein
64 **Kino** «The Rider»
65 **Knorrs** Liste
65 **Jazz** John Coltrane
67 **Fragen Sie Dr. M.**
67 **Gewinner der Woche** Tornos
68 **Thiel** Gedankenspiele
68 **Namen** Hochspannung aufgebaut
68 **Fast verliebt** Sadomaso
69 **Unten durch** Visitenkarte
70 **Wein** Die Freude des grossen Schlucks
70 **Salz & Pfeffer** Frauen am Mittag
71 **Auto** BMW X7
74 **Darf man das?/Leserbriefe**

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'354'000.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'745'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



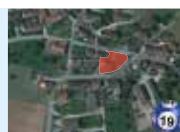
4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'278'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



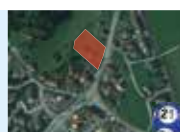
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciacaasa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

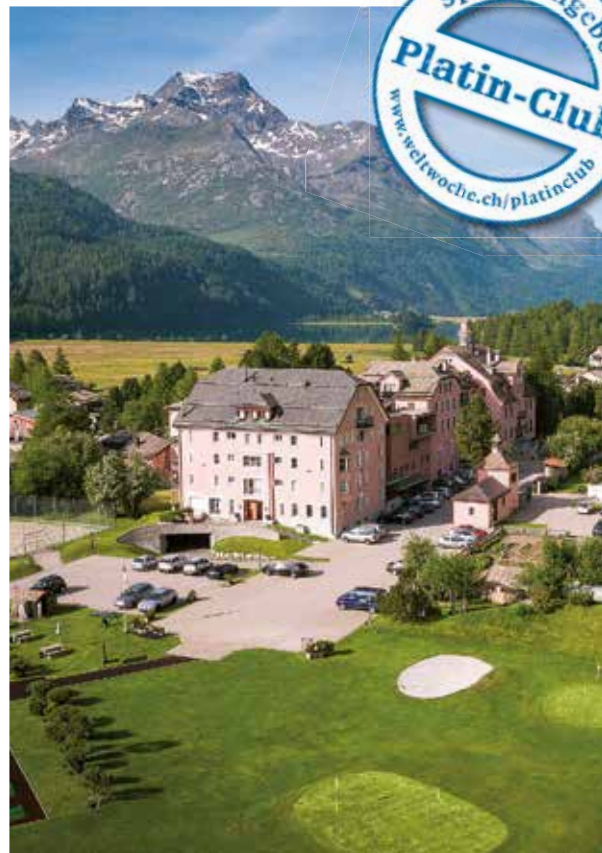
EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand Mai 2018



Parkhotel Margna****-sup in Sils Baselgia

Golf und Genuss im Engadin

Auf einem der höchstgelegenen Golfplätze der Schweiz haben Sie die Gelegenheit, unter professioneller Anleitung Ihr golferisches Können zu verfeinern oder als Einsteiger die ersten Schwünge zu erlernen. Abseits des Greens geniessen Sie die Vorzüge des Vier-Sterne-«Parkhotel Margna».

Am kristallklaren Silsersee, nur 15 Minuten von St. Moritz entfernt, finden Sie das perfekte Umfeld für aktive Erholung in ruhiger Natur. Zusammen mit dem «Margna»-Golf-Pro feilen Sie auf dem hoteleigenen 6-Loch-Par-3-Golfplatz an Ihrer Spieltechnik – sowohl als Einsteiger wie auch als fortgeschrittener Golfer. Abgerundet wird das sportliche Erlebnis durch Gaumenfreuden aus der Gourmetküche. Entspannung mit Blick auf die Bergkulisse finden Sie im Spa «La Funtauna». Wandern, biken, segeln oder surfen: Die Möglichkeiten sind unbegrenzt.

Das 1817 erbaute Vier-Sterne-«Parkhotel Margna» empfängt seit über hundert Jahren Gäste aus aller Welt. Engadiner Arvenholz-Zimmer, die elegante Hotelhalle und die Pianobar mit Live-Musik bereichern Ihren den Aufenthalt. Alternativ haben Sie die Möglichkeit, in der charmanten «Chesa Sarita» zu logieren. Willkommen im Oberengadin!

Exklusiv für Weltwoche-Leser:

- 3 bzw. 5 Übernachtungen im DZ im «Parkhotel Margna» oder in der «Chesa Sarita»
- Engadiner Frühstücksbuffet
- Abendessen mit Kraftmenü im «Grillroom»
- Unlimitierte Nutzung des «Margna»-6-Loch-Par-3-Golfplatzes mit Driving Range, Putting Green etc.
- 1 Lektion mit dem «Margna»-Golf-Pro für 2 Personen (50 Minuten)
- Golfschläger und Bag (gem. Verfügbarkeit)
- «Margna»-Golfer-Souvenir

«Margna»-Extras:

- Kostenlose Nutzung von Tennisplatz, Pétanque-Bahn, Mountainbikes sowie Ruderboot auf dem Silsersee
- Zugang zum Spa «La Funtauna» (für «Sarita»-Gäste gegen Aufpreis)
- Parkplatz vor dem Hotel
- Bergbahnen und ÖV im Oberengadin gratis

Platin-Club-Spezialangebot

Golf-Spezial im «Parkhotel Margna», Sils Baselgia

Spezialpreise:

Im «Parkhotel Margna»**-sup:**

- 3 Nächte ab Fr. 575.– p. P. (statt 720.–)
- 5 Nächte ab Fr. 925.– p. P. (statt 1160.–)

Im Hotel «Chesa Sarita»-sup:**

- 3 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 405.– p. P. (statt Fr. 510.–)
- 5 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 645.– p. P. (statt Fr. 810.–)

(Zusatznächte und andere Zimmerkategorien auf Anfrage)

Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert und gültig vom 15. Juni bis 21. Oktober 2018 (mit Ausnahme vom 22. Juli bis 4. August 2018).

Buchung:

Telefonisch beim «Parkhotel Margna» über 081 838 47 47 oder per E-Mail an info@margna.ch. Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Parkhotel Margna, 7515 Sils Baselgia
www.margna.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Euro-Zuckerwatte

Von Florian Schwab — Allen Beteuerungen zum Trotz: Die Begeisterung der Wirtschaft für die EU kühlt ab. Selbst der Rahmenvertrag erfährt nur halbherzige Unterstützung.



Ausklammerungen: Verbandsdirektorin Rühl.

Wo ist eigentlich Monika Rühl? Das fragten sich viele, denn in letzter Zeit schien die Economiesuisse-Direktorin wie abgetaucht. In den ersten sechs Monaten des Jahres 2018 brachte es Rühl gerade einmal auf 37 Nennungen in den gedruckten Medien. Kein grosses Interview, kein genialer PR-Coup, kein «Stopp»-Ruf zur Frauenquote.

Am Montag tauchte die Verschollene auf. Sie hielt eine Medienkonferenz ab unter dem Motto: «Die bilateralen Verträge und deren Weiterentwicklung sind für die Schweizer Wirtschaft absolut zentral.» Anlass für die PR-Offensive: Economiesuisse will dem Bundesrat den Weg für das Rahmenabkommen mit der EU ebnen.

Rückblende. Im April 2008 trat Rühls Vorgänger, Economiesuisse-Direktor Pascal Gentinetta, vor die Medien. Botschaft: «Bewährten bilateralen Weg weiterführen». Anlass für die PR-Offensive: die bevorstehende Volksabstimmung zur Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien.

Flankiert wurde Gentinetta vom damaligen Arbeitgeber-Direktor Thomas Daum und von Pierre Triponez vom Gewerbeverband. Zehn Jahre später tritt Economiesuisse alleine auf.

Spricht die Wirtschaft in der Europafrage nicht mehr mit einer Stimme? Es scheint so. Während Economiesuisse das Rahmenabkommen feiert, bevor dessen Inhalt feststeht, gibt sich der Gewerbeverband skeptisch. So gese-

hen, passt es, dass sich am Dienstag die Wirtschaftsveteranen Tito Tettamanti und Konrad Hummler in der NZZ zu Wort meldeten und rote Linien für den Rahmenvertrag zogen. Vor allem mahnten sie die Etablierung eines «echten Schiedsgerichts ohne Hoheit des Europäischen Gerichtshofs» an. Andernfalls würde ein Rahmenvertrag die «schweizerische Substanz» verwässern und sei abzulehnen.

Den besten Beweis dafür, dass die Leidenschaft der Wirtschaft für die EU und die Bilateralen am Abkühlen ist, lieferte am Montag unfreiwillig Monika Rühl. Economiesuisse präsentierte die Ergebnisse einer neuen europapolitischen Umfrage unter «Personen mit Geschäftsleitungsverantwortung aus 975 Unternehmen mit zwanzig oder mehr Mitarbeitenden».

Bereits 2008 hatte der Verband eine Umfrage durchführen lassen. Damals präsentierte sich die Wirtschaft als homogener Block. Beim Thema Personenfreizügigkeit betrug die Zustimmung sage und schreibe 100 Prozent. Arbeitgeber-Direktor Daum sprach (halbwegs?) ironisch von «sowjetischen Verhältnissen».

Damals gaben 65 Prozent der Teilnehmer an, sie seien eher stark von den Verträgen betroffen. Gegenüber gerade einmal 4 Prozent «mittel bis schwach» oder «gar nicht». Ganz anders das Bild heute: 40 Prozent der Firmen sagen mittlerweile, die Verträge seien für sie «eher nicht wichtig» (27 Prozent) oder «überhaupt nicht wichtig» (13 Prozent).

«Sowjetisch» war einmal

Sicher, die Ergebnisse der Umfragen sind nicht in jeder Beziehung miteinander vergleichbar. 2008 wurden nur Economiesuisse-Mitglieder befragt. Aber dennoch ist es augenfällig, wie differenziert die Haltung der Wirtschaft heute sogar in Erhebungen von Economiesuisse ist. Das trifft auch für einen Ausbau der bilateralen Verträge zu. Eine knappe Mehrheit (45 Prozent) möchte die Bilateralen auf dem derzeitigen Niveau belassen, und nur eine Minderheit (39 Prozent) strebt Verträge in weiteren Wirtschaftssektoren an.

Das Thema Rahmenabkommen verkleidete Economiesuisse in Zuckerwatte. Die Reizbegriffe der fremden Richter oder des Europäischen Gerichts wurden in der Fragestellung raffiniert ausgeklammert. Trotzdem sagen nur 60 Prozent der Wirtschaftsvertreter klar ja zum Rahmenvertrag.

Das Zeitalter sowjetischer Mehrheiten ist offenbar vorbei.

Sie tat es



Halle Berry, Schauspielerin.

Sogar Halle Berry tat es, die alterslose Hollywood-Beauty, die durch ganze Scherbenhaufen zerstörter Männerbeziehungen gegangen ist. Die Oscar-Preisträgerin machte sich online auf Kontaktsuche, «ohne zu sagen, wer ich bin», denn das hätte ihr ohnehin keiner geglaubt, und es ist auch nichts geworden aus den Chat-Flirts, weil sie dann den Schauspieler Olivier Martinez Auge in Auge kennenlernte und heiratete, ihren Ehemann No.3. Auch diese Lovestory endete unglücklich, wie zuvor Dutzende von Amouren, u. a. mit Rapper Heavy D., den Schauspielern Kevin Costner, Spike Lee, Wesley Snipes, dem Baseballbrocken David Justice, dem Sänger Eric Benét, dem Model Gabriel Aubry und zuletzt dem Produzenten Alex da Kid. Sie wird, mutmassen die Klatschpsychologen, den Schatten ihres Vaters nicht los, der ihre Mutter, eine Krankenschwester, täglich verprügelte und verschwand, als das Mädchen mit dem seltsamen Vornamen Halle (so hiess ein Warenhaus in Cleveland) vier Jahre alt war. Im Internet genügt ein Klick zum Glück – oder um die Angst vor Enttäuschung auszulöschen. Der Markt an möglichen Partnern ist ein offenes Universum. Doch viele Suchende und Gefunden-Werden-Wollende wissen nicht, wie sie vorgehen sollen, kennen die Codes und Verhaltensschritte des digitalen Anbandelns nicht.

Dieses Problems hat sich verdienstvollerweise Debrett's angenommen, ein Verlag in London, der seit 1769 den Ladys and Gentlemen die feine britische Etikette erklärt. Und mittlerweile auch die korrekte Tuchfühlung nach dem ersten physischen Händedruck im Rühr-mich-nicht-an-Zeitalter. John Debrett, Urvater dieses sozialen Coachings, war ein Nachkomme eingewanderter Hugenotten; über sein Liebesleben ist nichts hinterlassen. Hingegen hatte Halle Berry unlängst verraten, sie habe «eine Pause eingelegt mit Daten» und «lerne allein zu sein mit meinen beiden Kindern». Gerüchte berichten allerdings vom Funkenübersprung zu ihrem Filmpartner Keanu Reeves, Klick nach Steinzeitmasche, Liebe auf den ersten Blick. Peter Hartmann

Zumutung

Von Wolfgang Koydl — Wer entscheidet eigentlich, was gut für die Zürcher ist? Richtig: die Verkehrsbetriebe.

Die Verkehrsbetriebe Zürich (VBZ) sind ein wichtiges Unternehmen, ein Betrieb, der – das kann man wohl so pathetisch ausdrücken – für den Zusammenhalt der Gesellschaft nicht ganz unwesentlich ist. Das gilt vor allem im Wortsinn: Jedes Jahr befördern die VBZ mit ihren 258 Trams, 150 Bussen und 70 Trolleybussen auf dem 166 Kilometer langen Streckennetz mehr als 300 Millionen Zürcherinnen und Zürcher. Ganz zu schweigen von den in der Stadt umherirrenden Gästen.

So viel Wichtigkeit kann einem freilich schon mal zu Kopf steigen, so sehr, dass man sich nicht mehr nur einfach Gedanken darüber macht, wie man die Leute vom Triemli nach Tiefenbrunnen bringt. Sondern auch darüber, was gut für sie ist, was sie zu tun, zu lassen und gefälligst zu schlucken haben.

Nonchalance eines Oligarchen

Derart wichtigtuertisch nahm nun die oberste Trambahnleitung Stellung zu dem ab kommenden Sonntag geltenden Feldversuch, wonach nun auch in tiefer Nacht zwischen 22 und 6 Uhr auf vier Zürcher Ausfallstrassen Tempo dreissig gelten soll. Strassen, notabene, die über die friedlich schlummernde Hardbrücke und an den Bettlandschaften von Jumbo und Lupo vorbeiführen.

Betroffen von dieser zum Wohle der undankbaren Bewohner getroffenen Entscheidung ist freilich auch der öffentliche Verkehr, dessen Fahrzeiten sich deshalb verlängern werden. Doch dies, so befanden die VBZ mit der Nonchalance eines russischen Oligarchen beim Bestellen einer weiteren Kiste Champagner Roederer Cristal, sei den Fahrgästen «zumutbar».

Nun ist eine Zumutung ein ziemlich starkes Stück. Sie ist ein Synonym für Frechheit, für Unverschämtheit und inakzeptables Verhalten. Wenn man also jemandem etwas zumutet, dann sollte das gut überlegt sein. Denn sonst wird es selbst zur respektlosen Zumutung. Dazu kommt, dass des einen Zumutung des anderen Petitesse ist. Aber das können die Verkehrsbetriebe sicher auf einer eigens dafür entwickelten Zumutbarkeitskala messen.

Vielleicht hätten sie lieber zuerst bei dem deutschen Dichter Wolfgang Borchert nachgelesen: «Man mutet sich so leichtfertig einem anderen Menschen zu, und dabei kann man sich selbst kaum ertragen.»

Doppeladler fliegt nicht mehr

Von Thomas Renggli — Die Schweizer WM-Ambitionen zerschellten an der schwedischen Abwehrmauer. Im Balkanduell gegen Serbien waren die Doppeladler feuriger und wirkten motivierter.



Schablonenhaft: Coach Petkovic.

Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft hat an der Weltmeisterschaft in Russland Sporthistorisches vollbracht. Zum ersten Mal seit der WM 1938 in Frankreich schneidet sie besser ab als der Nachbar aus Deutschland. Damals gewannen die tapferen Eidgenossen gegen die um die österreichischen Wunderkicker ergänzten Grossdeutschen in Paris 4:2. Die helvetischen Chronisten schrieben von «unserem schönsten Sieg».

Achtzig Jahre später bleibt die WM-Euphorie den Schweizern in der Kehle stecken. Nach achtbaren Leistungen in der Vorrunde scheiterte die Mannschaft von Vladimir Petkovic an einer höchst biedereren Ansammlung von schwedischen Fussballarbeitern. Wer den Achtelfinal in St. Petersburg während der gesamten 93 Minuten über sich ergehen liess, wird den Verdacht nicht los: Die Schweden haben ihre Fussball-Nationalmannschaft beim Holzfällen oder beim Betonmischen zusammengestellt.

Um die Schweizer aus dem Turnier zu kippen, genügten diese rustikalen Mittel aber allemal. Dabei hatte Trainer Petkovic vor dem Turnier forsch die Viertelfinals zum Ziel erklärt – jene Runde also, die schon an den beiden vorherigen Turnieren auf ärgerliche Weise verpasst wurde: 2014 an der WM in Brasilien bei einem zu lange zu mutlosen Auftritt gegen Argentinien, an der Euro 2016 in Frankreich

nach Penaltyschiessen gegen Polen. Die Notlandungen von 2016 und 2018 weisen auffällige Parallelen auf: Beide Male wähten sich die Schweizer in der Favoritenrolle, beide Male besass man spielerische Vorteile, beide Male stand man am Schluss mit leeren Händen da. Beide Male hiess der Trainer Vladimir Petkovic. Der einzige Protagonist, der von jeglicher Schuld freizusprechen ist, heisst Yann Sommer. Der Torhüter verdiente als einziger das Prädikat «Weltklasse».

Von seinen hochdekorierten Mitstreitern Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri kann Gleiches nicht behauptet werden. Als es um alles oder nichts ging, waren sie unsichtbar (Xhaka) oder physisch überfordert (Shaqiri). Immerhin setzten sie mit dem Doppeladler-Jubel gegen Serbien ein Zeichen, das ein längerfristiges Verfalldatum hat als die sportliche Leistung. Gegen Serbien wirkten die Doppeladler feuriger als gegen die kühlen Schweden.

Und was nimmt Trainer Vladimir Petkovic von der Dienstreise mit? Sicherlich keine Existenzängste. Im Zuge der beruflichen Vorsorge und der Pflege der geschützten Werkstatt war der Trainervertrag schon vor Jahresfrist bis 2019 verlängert worden.

Worte und Taten

Im Sinne des Leistungsprinzips sollte dies nicht das letzte Wort sein. Nach dem Scheitern in St. Petersburg gehört die Trainerpersonalie wieder auf die Traktandenliste. Was die Schweizer gegen Schweden zeigten, war mau. Obwohl spielerisch mit Vorteilen, hielt das Team zu stur an einer Art Schablonenfussball fest. Obwohl Petkovic immer von Spiellust und Offensivgeist spricht, fehlte von diesen Qualitäten im Schweizer Team jede Spur. Mit der gelben Verteidigungsmauer vor Augen, verloren die Schweizer Glaube, Mut und Inspiration. Und ohne den gesperrten Captain Stephan Lichtsteiner wurde der einzige Mann vermisst, der seine Mitspieler vielleicht hätte wachrütteln können.

Doch letztlich liegt die Verantwortung beim Trainer. Hatte Petkovic seiner Mannschaft eine Strategie auf den Weg gegeben, blieb diese eine reine Absichtserklärung. Auf dem Boden der fussballerischen Realität kam sie nicht an. Dies muss Vladimir Petkovic zu denken geben – und noch mehr muss es jenen zu denken geben, die mit dem jetzigen Schweizer Nationalcoach die Zukunft planen.

Mehr zum Thema: Seite 12, 15

Von der Angst, zu versagen

Von Kurt Aeschbacher — Mit der religiösen Sinngebung konnte ich nie viel anfangen. Meine Lebensschule war das Fernsehen. Selbstkritische Betrachtung einer zufälligen Karriere am Bildschirm.

Viele Menschen leben in der Überzeugung, dass das Schicksal oder sonst eine höhere Macht ihr Leben leitet. Trost finden sie in schwierigen Lebenssituationen darin, dass ihnen im Dasein immer nur so viel zugemutet werde, wie sie auch ertragen könnten. Dahinter schimmert stets der Glaube durch, das Leben sei eine Art Prüfungsparcours, der nach dem Tod mit irgendeiner Form der Erlösung belohnt werde. Damit stiftet nicht der Einzelne mit seinem Tun Lebenssinn und einen Beitrag für eine bessere Welt, sondern das Universum als Ganzes fungiert als ordnende Kraft.

Ich konnte dieser christlichen oder religiösen Sinngebung unseres Aufenthaltes auf diesem Planeten nie etwas abgewinnen. Für mich war die Wirklichkeit immer bloss eine Summe von Zufällen. Das gilt zumindest für die Interpretation meines eigenen Lebensweges – angefangen beim Zufall meiner Geburt genauso wie beim Zufall, wie die Natur die Gene meiner Eltern für mich zusammengemixt hat. Dazu kommt der Zufall der Postleitzahl, nämlich des Ortes, an dem ich aufgewachsen bin, und der Zufall, wann und wie ich mit diesen Voraussetzungen Entscheidungen getroffen habe. Zufällig waren demzufolge auch die Verknüpfungen, die aus diesen Entscheidungen resultierten. Und genau so kam ich vor fast vierzig Jahren zu meiner Arbeit als Moderator am Bildschirm.

Ich war bloss Bühne, nicht der Inhalt

Als scheues, aber neugieriges Einzelkind aufgewachsen, wurde ich die ganze Schulzeit und mein Studium hindurch von einer unsäglichen Angst vor Versagen begleitet. Ein Albtraum war mir stets der Moment, wenn ich von einem Lehrer aufgerufen wurde und auf eine für mich unverständliche Frage die richtige Antwort liefern musste. Mit knallrotem Kopf und heissen Ohren rang ich um Worte, um meistens beschämt die Flinte ins Korn zu werfen. Vielleicht entstand deswegen schon damals die Einsicht, mich als persönliches Geschäftsmodell besser in Fragen zu flüchten und damit mein Leben zu verdienen, statt Antworten geben zu müssen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil ich auf diesem Weg hoffte, den Erwartungen besser zu genügen, die Eltern,

Lehrer, Vorgesetzte und später das Publikum vermeintlich an mich stellten. Erwartungen, die ich aber ganz allein an mich formulierte und ständig höherschraubte, fast schon als eine Art Anleitung zum Unglücklichsein.

Dass aus diesem verkorksten Individuum schliesslich doch noch ein halbwegs erfolgreicher Mensch entstand, ist nicht zuletzt dem Bildschirm zu verdanken. Das Fernsehen war für mich in den vergangenen vier Jahrzehnten



«Branche der Eitelkeiten»: Moderator Aeschbacher.

die beste und intensivste Lebensschule. Mit einer zufälligen Begegnung an der Grün 80, meinem damaligen Arbeitsplatz, und dem «Karussell», einer Vorabendsendung des Schweizer Fernsehens, hatte alles begonnen. Es war (wiederum) eine zufällige Begegnung, die mir den Mut gab, trotz Versagensangst zu springen: in eine Karriere, für die ich die denkbar schlechtesten Voraussetzungen mitbrachte – weder journalistisches Wissen noch Kameraerfahrung, weder den Ehrgeiz, mit unerbittlichen journalistischen Recherchen eine bessere Welt schaffen zu wollen, noch die Hoffnung, als Bildschirmgrösse berühmt zu werden. Die einzige Motivation war reiner Egoismus. Nämlich die Neugier, ob ich es schaffen würde, in dieser Branche der Eitelkeiten aller Art als ängstlicher Mensch zu bestehen.

So wurde ich faute de mieux zum Unterhaltungsfuzzi. Denn nur in dieser Umgebung konnte man sich trotz eines Mangels an anderen Talenten über Wasser halten. Dabei merkte ich schnell, dass ich es nie schaffen würde, der Beste zu sein, dass es aber genügend Spielfelder gab, das Bestmögliche zu versuchen: mit mehr Input als Output, mit dauerndem Lernen, unerbittlich umfassender Vorbereitung (um den drohenden Absturz zu verhindern) und indem ich mir Mitspieler suchte, die mutig genug waren, sich auch im Unterhaltungsumfeld mit mir an Tabus heranzuwagen und diese öffentlich zur Diskussion zu stellen. Notabene im Wissen, dass die Zuschauer auch in einer digitalen Welt das Authentische schätzen, Fehler verzeihen und durchaus in der Lage sind, sich ein eigenes Urteil zu bilden, ohne von einem selbsternannten journalistischen Richter eine Meinung auferlegt zu erhalten.

Wenn ich anfänglich trotzdem auf all die vielzitierten Ranking-Listen schielte – vom Quotenkönig zum Beliebtesten oder Bestangezogenen oder was auch immer –, konnte ich dann im Lauf der Jahre diese korrumpierenden Fahnen doch ignorieren, die da im Wind der wechselnden gesellschaftlichen Prioritäten flatterten. Ich lernte, dass Empathie der beste Türöffner ist, wenn man von einem anderen Menschen erfahren will, wie er mit den Willkürlichkeiten des Lebens umgeht. Ich lernte, dass es gerade die sogenannten einfachen Leute sind, welche die erstaunlichsten Lebensweisheiten formulieren. Ich lernte aber auch, dass Kritik immer schmerzhaft ist, dass einem Lob jedoch nicht wirklich weiterbringt. Bewusst wurde mir im Lauf der Jahre, dass ich auch in einer Sendung nie der Inhalt des Programms bin, sondern bloss die Bühne, die anderen Menschen zur Verfügung gestellt wird.

So half mir mein Fernsehberuf, der längst zu einer Art Berufung geworden ist, das eigene Lebensbuch, versehen mit den beiden Deckeln Geburt und Tod, durch Erlebnisse zu füllen. In diesen Gesprächen, die vor und in der gleichen Intensität auch hinter der Kamera stattfanden, lernte ich mehr über das Leben, den Umgang mit Schicksalsschlägen und den Antrieb für ausserordentliche Leistungen als während meiner ganzen Ausbildung und von jedem Philosophiebuch. Mit dem Wissen, dass zum wahren Erfolg Gelassenheit und Seelenruhe gehören, arbeite ich auch in Zukunft an der Umsetzung dieser Erkenntnis. In der Hoffnung, dass ich nicht doch noch plötzlich in das düstere Loch des Bildschirmzugs falle.

Kurt Aeschbacher ist einer der prägenden Fernsehmoderatoren der Schweiz. Die SRG stellt seine Sendung «Aeschbacher» auf Ende Jahr ein.

Matador und Maestro

Von Peter Hartmann — Uruguays Fussballer überraschen die Welt, aber nicht ihr eigenes Land, die Schweiz Lateinamerikas.



Schnellfüssiges Überfallkommando: Stürmerstar Cavani.

Eine sportliche Geste, möglicherweise sogar eine Mitleidsregung, wie Ihre Majestät Cristiano Ronaldo dem angeschlagenen «Matador» Edinson Cavani fürsorglich den Arm um die Schulter legte und ihn vom Platz führte. Der Portugiese ahnte noch nicht, dass es das Schicksal umgekehrt meinte: Cavani, der Abgänger, geleitete den Helfer aus dem Turnier.

Vielleicht war diese Szene sogar der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Hinter den Kulissen der WM wuchern die Spekulationen

über die grosse Rotation der Platzhirsche. Cavani und Neymar können sich in Paris nicht mehr riechen, seit sie sich den Ball auf dem Penaltypunkt gegenseitig unter der Nase weg-schnappten. Ursache des Zoffs: Beide haben aufgrund ihres Vertrags Anspruch auf eine Millionenprämie für den Titel des Torschützenkönigs. Angeblich ist Real Madrids Präsident Florentino Pérez bereit, für den Paradiesvogel Neymar 320 Millionen Euro aufzuwerfen und im Gegenzug unter Verrechnung von 120 Millionen Ronaldo nach Paris abzuschieben.

Cavani, 31, ist der Anti-Typ zu Ronaldo, 33, und Neymar, 26: uneitel, introvertiert, gottgläubig, ein sehniger Schlaks und kein Muskelmodell. Seine Frisur erinnert an vergilbte Tupamaros-Fahndungsbilder. Der Guerilla-Stürmer Cavani agiert tatsächlich als schnellfüssiges Überfallkommando, flankiert von einem als «Beisser» berüchtigten und ebenso gefährlichen Komplizen, dem «Pistolero» Luis Suárez. (Der Gefährder Suárez kontrolliert jetzt seine Aggressionszwänge mit psychiatrischer Unterstützung und auch unter dem beruhigen-

den Einfluss seines Freundes Leo Messi, ihre Familien sind Nachbarn in Barcelona.)

Das Netz zog sich im Fischt-Stadion von Sotchi zusammen wie beim Tunfischfang, und am Ende zappelte darin als Beute der unvergleichliche Superstar CR7. Der Maestro auf der uruguayischen Trainerbank, ein alter, gebrechlicher Mann, hatte die Fussballwelt wieder einmal überrascht. Oscar Washington Tabárez leidet am unheilbaren Guillain-Barré-Syndrom, er erhielt die Diagnose vor zwei Jahren und machte einfach weiter. Er ist jetzt 71 und noch immer Nationaltrainer, schon seit 2006. Die Uruguayer radierten den Europameister Portugal mit einer Tor-Doublette Cavanis bereits im Achtelfinal aus dem Match-Tableau.

Das virtuose Stampfen des Tangos

Es schien zunächst wie eine Zeitreise zurück in den Horror von gestern. Die Mannschaft von Tabárez spielte wie vor fünfzig, sechzig Jahren – und gleichzeitig den überraschendsten Fussball an dieser WM, und das ist, wie schon der uruguayische Fussballpoet Eduardo Galeone erkannte, das Geheimnis des 90-Minuten-Echtzeit-Dramas: dass sich alles ändert, wenn man es am wenigsten erwartet. Uruguay nüchterte die Schönspieler des Europameisters Portugal gnadenlos aus – *nada* mit einschläferndem Tiki-Taka, nichts mit dem faulen Zauber papierener Ballbesitzstatistik. Stattdessen auferstand ein Fussball, der aus Rationalität Spielkunst macht.

Es war nicht mehr die Fratze von damals, mit der die verschlagenen Nahkämpfer aus Argentinien und Uruguay die europäischen Gegner einschüchterten. Die angeblichen Raubeine sind die bislang fairste Mannschaft der WM in Russland.

Der Maestro Tabárez, der sich am Ende mühsam an der Krücke hochzog und von seinen Spielern gerührt umarmen liess, ist der Prophet nicht nur von taktischen Finessen und Fallen, sondern eines Stils, der die Fussballleidenschaft eines weltpolitisch unbedeutenden Landes komprimiert und im richtigen Moment entlädt: hartes, schlurfendes Kurzpassspiel, das an das virtuose Stampfen des Tangos erinnert. Eine fast rituelle Disziplin, jeder spielt für jeden.

Eine eigentümliche Vorstellung, ein bisschen wie der Gedanke, dass Aliens tatsächlich existieren. Ein kleines Land mit direkter Demokratie, mit sicheren Strassen und Banken, mit gezähmter Korruption, mit einem erhaltenen Mittelstand, hohem Bildungsgrad, mit Presse- und Gedankenfreiheit – eine Art Schweiz, aber am Río de la Plata: Uruguay.

3,2 Millionen Einwohner, im Vergleich zu unseren 8 Millionen. Fläche: 176 215 Quadratkilometer, immerhin viermal so viel wie die der Schweiz; aber es ist das zweitkleinste Land des südamerikanischen Kontinents nach Surinam.



Wenn man es am wenigsten erwartet: Coach Tabárez.

Bueno, sie können wahrscheinlich von Geburt an besser Fussball spielen als wir. Das zeigte sich schon 1924 in Paris. Damals gewann Uruguay das olympische Endspiel gegen die Eidgenossen 3:0. Vier Jahre danach in Amsterdam gewannen die Uruguayer erneut die Goldmedaille. 1930 wurden sie die ersten Weltmeister.

Fussball wurde Schulfach, jährlich kommen 60 000 fussballspielende Kinder hinzu.

1950 stürzten sie die Brasilianer im WM-Final in Abgründe von Schmach und Landestrainer, mit einem Wandschrank namens Roque Máspoli im Tor, der stolz auf seine Tessiner Herkunft war.

Es gehört zu den anthropologischen Rätseln der Geschichte, weshalb das spröde Montevideo und nicht die nur 200 Kilometer jenseits des breiten Mündungsstroms gelegene chaotische, zehnmal grössere argentinische Metropole in den Anfängen des Spiels die talentierteren Kicker hervorbrachte. Auch der Tango, der frühe Erfolgsschlag «La cumparsita», entstand in den Gassen Montevideos.

Ist Kleinheit und Überschaubarkeit eine Art Statusvorteil? Uruguay prosperiert als einziges Land Lateinamerikas. Es wird wie Argentinien mehrheitlich von italienischen Einwanderern bewohnt. Argentinien hat Rohstoffe,

Uruguay hat keine. Uruguay ist ein stabiles Land mit kontinuierlichen Wachstumsraten, während der riesige Nachbar immer wieder in Existenzkrisen taumelt. Der Río de la Plata ist auf der argentinischen Seite völlig verschmutzt, am uruguayischen Ufer wird gebadet, und an der Atlantikküste, in Punta del Este, dem Marbella oder Biarritz Südamerikas, treffen sich die Reichen und Schönen des Kontinents.

Aber die Abhängigkeit des uruguayischen Fussballs von Argentinien ist so offensichtlich wie die Nabelschnur der Schweiz zur Bundesliga. In Uruguay wechseln sich seit Menschengedenken zwei Klubs aus Montevideo, Peñarol und Nacional, als Meister ab. In Argentinien ist die oberste Liga auf dreissig Klubs aufgebläht worden, das hat die Dekadenz beschleunigt. Für die Nachwuchsspieler aus Uruguay ist Argentinien ein Durchlauferhitzer vor dem Sprung nach Europa. Von den 23 Mann des WM-Kaders spielen lediglich zwei noch in der Heimat, eine weitere Parallele zur Schweiz.

Fast jesuitisch anmutendes Leitbild

Auch Tabárez, ursprünglich Lehrer und ein eher unauffälliger Abwehrspieler, kennt den europäischen Fussball und brachte Erfahrungen als Trainer in Spanien und Italien (dort hatte ihn der Milan-Padrone Silvio Berlusconi allerdings rasch gefeuert) nach Hause. Als er 2006 den Job als Nationaltrainer zum zweiten Mal übernahm, machte er ein strategisches, fast jesuitisch anmutendes Leitbild mit einer langen Bezeichnung zur Bedingung: «Institucionalización de los procesos de las selecciones nacionales y de la formación de sus futbolistas».

Fussball wurde Schulfach, jährlich kommen 60 000 fussballspielende Kinder hinzu. Mit dreizehn Jahren werden die Besten auf die Klubakademien verteilt. In den Jugend-Auswahlmannschaften wird auf allen Stufen das gleiche 4-3-3-System gespielt. Die Spitze dieser Pyramide bildet das Nationalteam: Zehn Spieler des gegenwärtigen Kaders sind aus diesem «proceso» hervorgegangen.

Nicht jedoch Cavani. Er wuchs, wie sein Sturmpartner Suárez, in der Provinzstadt Salto 500 Kilometer ausserhalb Montevideos auf und landete mit zwanzig bereits in Palermo im Land seiner Vorfahren. Nach drei Jahren holte ihn der Filmproduzent Aurelio De Laurentiis zur SSC Napoli und verclickerte ihn nach weiteren drei Jahren (und 78 Toren in 104 Spielen) für 64 Millionen Euro an den katarischen Emir al-Khelai fi, der Paris Saint-Germain zur grossen europäischen Zirkusmannschaft aufbaute.

Edinson Cavani hat eine Achillesferse, das heisst, sein Schwachpunkt ist die linke Wade, die immer wieder anreiss. Jetzt wieder, ausgerechnet vor dem Viertelfinal gegen Frankreich? Uruguay hält den Atem an. Vielleicht hat ihn Ronaldo doch hinausbegleitet.



Leserangebot: «Oper Tell 2018» in Interlaken

Wilhelm Tell: Schiller trifft Rossini

Rossinis Oper «Guillaume Tell» gilt als Juwel der Musikgeschichte. Erleben Sie das Meisterwerk erstmals in der Naturkulisse am Schauspielplatz der Tellspiele in Interlaken. Emotionen sind garantiert – vom Rütlichswur bis zum Sieg der Freiheit!

Seit mehr als hundert Jahren wird in Interlaken Friedrich Schillers weltberühmter «Wilhelm Tell» aufgeführt. Dieses Jahr haben Sie die einmalige Gelegenheit, das Heldendrama von seiner klingenden Seite kennenzulernen: als neunzigminütige Operninszenierung des fünfständigen Meisterwerks von Gioacchino Rossini.

In enger Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen Interlaken präsentiert die «Oper Tell» die Höhepunkte von «Guillaume Tell» von Gioacchino Rossini (1792–1868), dem grössten Opernkomponisten seiner Zeit.

Das Opernerlebnis fasziniert durch traumhafte Solopartien, verbunden mit monumentalen Chor- und Orchestereinsätzen. Auch Anklänge

an das Schweizer Volkslied hat der italienische Komponist einbezogen, so etwa das Greyerzer Hirtenlied «Ranz des vaches» oder Weisen aus dem Gotthard-Gebiet.

Über 300 Mitwirkende sorgen für ein akustisches Spektakel auf der Freilichtbühne, darunter die Original-Spielleute der Tellspiele sowie sechs internationale Solisten, sechs Chöre und das 52-köpfige Sinfonieorchester, nebst Tieren und Sondereffekten. Ein technisches Highlight und ein Novum in der Schweiz ist die 360-Grad-Audio-Tonübertragung.

Die «Oper Tell» von Rossini ist ein Schauspiel, das nicht nur eingefleischte Opernfans begeistert, sondern auch Tell-Freunde und Musikliebhaber jeden Alters.

Platin-Club-Spezialangebot

Oper Tell 2018 - Schiller trifft Rossini
08./09./14./15. September 2018

Veranstaltungsort:

Naturkulisse der Tell - Arena
3800 Matten b. Interlaken

Sonderpreise:

Für *Weltwoche*-Abonnenten:
20% Rabatt auf Sitzplatzkarten
Kategorie A: Fr. 128.– (statt 160.–)
Kategorie B: Fr. 104.– (statt 130.–)
Kategorie C: Fr. 80.– (statt 100.–)
Kategorie D: Fr. 56.– (statt 70.–)

Anmeldung:

Tellbüro Interlaken, info@tellspele.ch
Tel. 033 822 37 22, Vermerk «OperTell/Weltwoche»

Veranstalter:

Concert200 GmbH, Rigi-Kaltbad,
in Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen
Interlaken.

www.weltwoche.ch/platinclub

Ende Feuer

Von Sepp Blatter — Befanden sich die Schweizer Spieler wirklich auf dem Zenit ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit? Ich denke, eher nicht – und blicke weit zurück.



Es gibt nichts schöneres zu reden: Der Auftritt der Schweizer Mannschaft im WM-Achtelfinal gegen Schweden hat nicht nur mich enttäuscht. Im Moment, als das Team von Trainer Vladimir Petkovic die beste Leistung hätte zeigen müssen, blieb es vieles schuldig. Vermeintliche Schlüsselspieler – allen voran Granit Xhaka und Blerim Dzemaili im zentralen Mittelfeld – waren in St. Petersburg ein Ausfall.

Mir stellt sich ausserdem die Frage nach der physischen Verfassung des Teams (und damit nach der Vorbereitung): Im ersten WM-Spiel trotzte die Schweiz dem Rekordweltmeister Brasilien nach heroischem Kampf ein 1:1 ab. In der zweiten Partie rang sie Serbien trotz Rückstand nieder. Aber dann war Ende Feuer. Das 2:2 gegen Costa Rica bedeutete den Wendepunkt zum Schlechten – und die Niederlage gegen Schweden das unerwartete Ende. Befanden sich diese Spieler wirklich auf dem Zenit ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit? Ich denke, eher nicht. In Abwesenheit des gesperrten Aggressiv-Leaders Stephan Lichtsteiner wirkte der Schweizer Auftritt gegen die kaum unbezwingbaren Skandinavier befremdend saft- und kraftlos, ohne Biss und genügend Motivation, wie Trainer Petkovic selber zugeben musste.

Damit wurde leichtfertig die Chance verpasst, Sportgeschichte zu schreiben. Als sich die Schweiz das letzte Mal für einen WM-Viertelfinal qualifiziert hatte (1954), fand die Weltmeisterschaft im eigenen Land statt. Ich war damals achtzehn Jahre alt und wurde Zeuge dieses Ereignisses. In der Runde der letzten acht traf die Schweiz in Lausanne auf Österreich. In der «Hitzeschlacht von Lausanne» setzten sich die Österreicher – obwohl ihr Torhüter Kurt Schmied einen Sonnenstich erlitten hatte, aber nach damaligem Reglement nicht ausgewechselt werden durfte – in einem dramatischen Spiel 7:5 durch. Die Schweiz, deren Torhüter Eugène Parlier ebenfalls die Orientierung verlor, hatte nach 23 Minuten 3:0 geführt. Es ist bis heute die torreichste Begegnung an einer WM-Endrunde geblieben. Was das damalige Schweizer Team dem heutigen

voraus hatte: Mit Seppe Hügi, Jacques Fatton und Robert Ballaman besass es drei Offensivspieler, die jederzeit zu einem Tor fähig waren.

Vladimir Petkovic wäre für diese offensive Feuerkraft dankbar. Es ist kaum ein Zufall, dass der Schweizer Trainer normalerweise nur mit einer nominellen Spitze spielen lässt. Ihm fehlt schlicht das Angebot an qualifizierten Stürmern.

Bei Putin

Das Ausscheiden im Achtelfinal ist für die Schweiz der Abschluss eines Turniers, in dem mehr drin gelegen hätte. Dies gilt aber auch für zahlreiche Favoriten. Rundum glücklich kann sich bis jetzt dagegen der Veranstalter zeigen.



Torreichstes Spiel: die Schweiz im Viertelfinal, Lausanne 1954.

Atmosphärisch und organisatorisch erfüllt die WM die höchsten Ansprüche: wunderbare Stadien, ein hervorragendes Transportsystem, gut geschultes und freundliches Personal. Russland ist ein exzellenter Gastgeber.

Dieses Kompliment habe ich auch Präsident Wladimir Putin bei meiner Visite im Kreml gemacht. Das Treffen mit dem Staatschef fand in äusserst freundlicher und lockerer Atmosphäre statt. Wir haben uns nochmals an jenen Tag erinnert, als Russland den Zuschlag fürs Turnier erhalten hatte – den 2. Dezember 2010. Putin wartete damals in Kaliningrad auf den Ausgang der Wahl – und bestieg das Flugzeug erst, als ich ihm per Telefon den russischen Sieg mitteilte. Damals gewannen die Russen an sportpolitischer Front. Heute präsentieren sie sich auch auf dem Fussballplatz wesentlich besser als von vielen erwartet.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa.

Heldensterben

Von Marcel Reif — Bester Mann? Die Mannschaft.



Die Zeiten, als die ganz grossen Spieler wie Pelé, Maradona, Cristiano Ronaldo oder Lionel Messi noch Spiele, geschweige denn ganze Turniere im Alleingang entscheiden konnten, sind nach dieser WM vorbei. Es heisst Abschied nehmen vom Heldenfussball. Es wird zwar auch in Zukunft nicht verboten sein, auf dem Platz ein Ausserirdischer zu sein, aber wir erleben hier in Russland die Wiedergeburt der mannschaftlichen Geschlossenheit.

Mein Lieblingsteam heisst ab sofort: Uruguay. Luis Suarez und Edinson Cavani zählen zwar auch zu den Weltstars, aber sie verstehen sich als Helden im Dienste der Mannschaft und rennen bis zum Anschlag. Diese Leidenschaft hatten wir in unserem Wahn für den Heldenfussball schon vergessen.

Mit Iniesta und Messi gehen mir meine letzten Helden verloren. Und mit ihnen auch ein System, das ausgedient hat. Das Tiki-Taka der Spanier, die ihr nur noch künstlerisch wertvolles Kurzpassspiel wie Toreros in der Stierkampfarena zelebrierten, ist nicht mehr State of the Art. Pep Guardiola, der diesen Stil seinen Mannschaften bis zum Erbrechen übergestülpt hatte, musste bei Manchester City schon konvertieren. Und wer Messi bei dieser WM beobachtet hat, kommt zwangsläufig zum Schluss: Messi ist nicht mehr Messi, sondern zutiefst melancholisch – er spürt, das Ende seiner Ära naht.

Cristiano Ronaldo hingegen ist aus einem anderen Holz geschnitzt. Er ist nach dem Aus von Portugal in den Fliieger geklettert und hat schon während des Heimflugs wieder zu trainieren begonnen. «Best Never Rest», wie wir ja wissen.

Neymar Júnior könnte den Trend noch etwas stoppen und als Letzter einer aussterbenden Spezies Brasilien zum Titel führen. So richtig Freude kommt bei seinen Interpretationen des sterbenden Schwans jedoch keine auf, mir sind diese kindischen Aktionen einfach zu massiv.

Die Schweden hatten alles andere als exaltierte Künstler Marke Neymar am Platz, als sie im Achtelfinale die individuell besseren Schweizer niederrangen. Nur Helden der rustikalsten Arbeit. Bester Mann? Die Mannschaft.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

Personenkontrolle

De Quattro, Strupler, Flury, Holenweger, Gmür-Schönenberger, Gmür, Fournier, Vetterli, Dubochet, Draghi

Jacqueline de Quattro, Moral-Instanz, will der sexistischen Werbung an den Kragen. Die freisinnige Waadtländer Staatsrätin hat sich in der Kantonsregierung mit einem Vorschlag durchgesetzt, gemäss dem sämtliche sexistische Werbung auf öffentlichen Plätzen in der Waadt verboten wird. Um Sexismus soll es sich namentlich immer dann handeln, wenn sexuelle Stereotype im Spiel seien, eine Form von Unterwerfung suggeriert oder die Sexualität einer Person «unangemessen» behandelt werde, wie es in einer Medienmitteilung heisst. Wenn Zweifel bestehen, ob ein auf einem Plakat abgebildeter Frauen- oder Männerkörper einfach nur schön anzusehen ist oder ob der Darstellung nicht vielleicht doch etwas Sexistisches anhaftet, soll künftig eine Konsultativkommission zum Zug kommen, die zusammen mit dem Gleichstellungsbüro über die Angelegenheit entscheiden wird. So sieht heute die freie freisinnige Meinungsäusserung aus. (fon)

Pascal Strupler, Chef-Verhüter, hat weniger Berührungängste, wenn es um Sex geht. Der Direktor des Bundesamts für Gesundheit sorgte 2014 mit der HIV-Präventionskampagne «Love Life – bereue nichts» für einiges Aufsehen. In Fernseh- und Kinospots sowie auf Plakaten wurden hetero- und homosexuelle Paare in intimen, offenkundig lustvollen Situationen gezeigt; Geschlechtsteile waren nicht sichtbar. Mehreren Eltern und Kindern waren die Darstellungen des Bundesamts für Gesundheit zu freizügig, und sie versuchten, rechtlich gegen Struplers Kampagne vorzugehen. Allerdings erfolglos. Diese Woche hat nun auch das Bundesgericht die Beschwerde der Gruppe abgewiesen. Kinder und Jugendliche seien heute im öffentlichen Raum unausweichlich mit stark sexualisierten Darstellungen und erotischen Einflüssen konfrontiert, heisst es im Urteil. Bei entsprechender Erziehung seien sie durchaus in der Lage, das Gezeigte korrekt einzuordnen. Auch sehen die Lausanner Richter in den Bildern und Videos von «Love Life» nichts Pornografisches: «Es begegnen sich hier Personen und gerade nicht Organe.» (fon)

Hans-Rudolf Flury, Fernfahrer, fuhr zwischen September 2011 und Juni 2017 dreieinhalbmal um die Erde. Wie der *Sonntagsblick*



Stereotype: FDP-Staatsrätin de Quattro.



Schmaler Grat: EPFL-Präsident Vetterli.



Quote: CVP-Politikerin Gmür-Schönenberger.



Nicht zu freizügig: Spitzenbeamter Strupler.

berichtete, hat der Interims-Chef der Bundeskriminalpolizei mit Zivilfahrzeugen seiner Behörde laut den Fahrkontrollbüchern 142 243 Kilometer abgespult. Der Gebrauch von EJPD-Autos für Privatzwecke ist ausdrücklich verboten. Und dass unsere Bundeskriminalpolizisten Verbrecher vom Nordkap bis nach Palermo jagen, wäre auch nicht vorgesehen. Für eine Stellungnahme war Hans-Rudolf Flury weder per E-Mail noch telefonisch erreichbar. Möglicherweise wegen einer Autofahrt. Flury erlangte unrühmliche Be-



Grosser Bahnhof: Zentralbank-Chef Draghi.



Dauerchauffeur: Chef-Polizist Flury.

kanntheit im Fall des unbescholtenen Bankiers Oskar Holenweger, als der leitende Ermittlungsoffizier die Staatsanwälte des Bundes und die nationalrätliche Geschäftsprüfungskommission auf eine falsche Fährte führte: Die kriminalistische Fehlinterpretation von Holenwegers Skizzen als Werk mehrerer Komploteure brachte die Schweiz im Herbst 2007 an den Rand einer Staatskrise. Gut möglich, dass Hans-Rudolf Flury als Dauerchauffeur am Steuer seines Dienstwagens weniger Schaden anrichtet, als wenn er als Bundespolizist ermittelt. (mö)

Andrea Gmür-Schönenberger, Aktivistin, will die ganze Schweiz zur Frauenquote bekehren. Dabei endet ihre Überzeugungskraft offenbar bereits in den eigenen vier Wänden. Der Ehemann der CVP-Nationalrätin, Philipp Gmür, dirigiert als CEO die elfköpfige Geschäftsleitung der Helvetia in St. Gallen. Das Leitungsgremium der Ostschweizer Versicherung ist eine hundertprozentige Männerbastion. Und auch im Verwaltungsrat erreicht die Helvetia die anvisierte Frauenquote

von 30 Prozent knapp nicht: Acht der elf Mitglieder sind Männer, darunter Gmürs Walliser Fraktionskollege, Ständerat **Jean-René Fournier**. (fsc)

Martin Vetterli, Unterhaltungskünstler mit akademischen Weihen, weiss, wie man seine grössten Sponsoren bei Laune hält. In Lausanne empfing der Präsident der dortigen ETH (EPFL) kürzlich die 25-köpfige Bildungskommission des Nationalrates. Vetterli balancierte gekonnt auf dem schmalen Grat: Einerseits musste er die hohen Gäste aus Bern irgendwie standesgemäss bei Laune halten. Andererseits durfte ja niemand auf die Idee kommen, das Steuergeld werde hier unnötig verprasst. Der Steh-Lunch am Mittag begnügte sich deshalb mit warmen Schinkengipfeli. Als Höhepunkt des zweitägigen Besuchsprogramms präsentierte Vetterli den Parlamentariern den an der EPFL heimischen Chemie-Nobelpreisträger **Jacques Dubochet**. Dieser hielt einen Vortrag über «Kreativität und Konformität». Den Zettel mit Notizen für seine Rede liess er während des Sprechens unwillkürlich in seiner Hosentasche verschwinden. Als Dubochet danach den Faden verlor, suchte er verlegen nach der schriftlichen Gedächtnisstütze. Erst der freundliche Zuruf eines Nationalrats («Dans votre poche!») half dem Nobelpreisträger wieder auf die Sprünge. Was der zerstreute Professor natürlich nicht zu erwähnen vergass: Geld sei wichtig für die sorglose Entfaltung von Kreativität, und die beiden ETH könnten durchaus etwas mehr gebrauchen als die derzeitigen 2,5 Milliarden Franken im Jahr. (fsc)

Mario Draghi, Italiener, steht zu seinem Land. Zu diesem Schluss kamen die Passagiere des Fluges Alitalia 571 von Zürich nach Rom am vorvergangenen Sonntag. Bis gegen 9 Uhr wurde Draghi in Basel beim Treffen der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich gesichtet. Danach liess er sich an den Flughafen Zürich fahren, um gegen 11 Uhr den Flug nach Rom zu besteigen. Die heimische Fluggesellschaft liess dem Chef der Europäischen Zentralbank (EZB) eine Super-VIP-Behandlung widerfahren, Limousinenservice direkt an die Flugzeugtür inklusive. Zum Leidwesen der anderen Passagiere, die in Rom auf einem peripheren Flugzeugparkplatz abgestellt, warten mussten, bis «Dottor Draghi» endlich mit Chauffeur davongebraust war. Aus Sicht der Fluggesellschaft ist der grosse Bahnhof für Draghi durchaus verständlich. Schliesslich ist der EZB-Chef für die betriebswirtschaftlich ständig absturzgefährdete Alitalia der oberste Schutzpatron. Die Airline fliegt nur noch dank Notkrediten der italienischen Regierung und der beiden italienischen Banken Unicredit und Intesa Sanpaolo, die ihrerseits am Tropf von Mario Draghis EZB hängen. Hat hier jemand «Italy first» gesagt? (fsc)

Nachruf



«Wunderbar»: Gudrun, Vater Heinrich Himmler.

Gudrun Burwitz (1929–2018) — Sie nannte ihn Pappi, er rief sie Püppi: Heinrich Himmler und seine Tochter Gudrun waren ein Herz und eine Seele. Der Volksmund nannte sie – vorsorglich hinter vorgehaltener Hand – die «Nazi-Prinzessin»; sie selber hielt ihrem Vater und seiner Ideologie auch über dessen Selbstmord hinaus unverbrüchlich die Treue. Bis zu ihrem Tod war sie von greisen Alt-Nazis umgeben, die sie genauso verehrten, wie sie einst ihren Vater angehimmelt hatte.

«Ich sehe gerne mein Spiegelbild in seinen blank polierten Stiefeln», notierte die kleine Gudrun in ihrem Tagebuch, das später den Alliierten in die Hände fiel. Ein schönes Bild: «Blonde Haare, mit blauen Augen und einer rosigen Nase»,

hatte ihre Mutter bei der Geburt der kleinen Vorzeige-Arierin stolz verkündet.

Höhepunkte in Gudruns Kindheit waren die seltenen gemeinsamen Ausflüge mit dem Vater. Einmal, da war sie zwölf, ging's ins KZ Dachau. «Wunderbar», jubelte die Kleine über die Birnbäume und die von Häftlingen gemalten Bilder. «Danach haben wir sehr gut zu Mittag gegessen.»

Nach dem Krieg lehnte sie es ab, ihren Namen zu ändern: «Man beginnt ein neues Leben nicht mit einer Lüge. Ich bleibe Gudrun Himmler.» Und falls jemand Zweifel an der Verwandtschaft zum kaltblütigsten Massenmörder des Dritten Reiches haben sollte, stellte sie schon bei der Vorstellung klar: «Mein Vater war Reichsführer SS.» Erst Ende der sechziger Jahre wurde aus ihr Gudrun Burwitz, als sie einen bayerischen NPD-Funktionär dieses Namens heiratete.

Heinrich Himmlers Namen reinzuwaschen, sah sie als ihre Lebensaufgabe. Man habe ihm doch nur die «Müllabfuhr des Reiches» übertragen, klagte sie. Doch sie wirkte hinter den Kulissen, nicht in der Öffentlichkeit. Vor allem unterstützte sie die «Stille Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte», einen 1951 gegründeten Verein, der sich um frühere Nazi-Grössen und Kriegsverbrecher kümmerte. Bis 1993 genoss er in Deutschland gemeinnützigen Status. *Wolfgang Koydl*

Heinrich Himmlers Namen reinzuwaschen, sah sie als ihre Lebensaufgabe. Man habe ihm doch nur die «Müllabfuhr des Reiches» übertragen, klagte sie. Doch sie wirkte hinter den Kulissen, nicht in der Öffentlichkeit. Vor allem unterstützte sie die «Stille Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte», einen 1951 gegründeten Verein, der sich um frühere Nazi-Grössen und Kriegsverbrecher kümmerte. Bis 1993 genoss er in Deutschland gemeinnützigen Status. *Wolfgang Koydl*

«Ich möchte nie verlernen, was anfangen heisst.»

Michael Klose
CEO Third-Party
Asset Management
Swiss Life
Asset Managers
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben

Zeit für Sex

Von Kathy Lette — Vergessen Sie Ginseng-Tabletten, Fischöl-Kapseln, Sudoku und Kreuzworträtsel. Neuste Studien zeigen, dass Menschen, die oft Sex haben, besser abschneiden, wenn es um Leistungen ihres Gehirns geht. Hurra, ein weiterer Grund, warum wir uns in die Betten stürzen sollten.

Stimmt schon, die besten Dinge im Leben sind gratis: Lachen, Gehen, Reden, Frischluft und Orgasmen. Tatsächlich verhält es sich mit dem Sex fast wie mit dem Sauerstoff: Kein Thema – bis er fehlt.

Wissenschaftler ermuntern Paare mittleren Alters dazu, Sex nicht zu vergessen, da er gut für das Gedächtnis sei... Verzeihung, wo war ich gerade stehengeblieben?

Doch ernsthaft: Vergessen Sie Ginseng-tabletten, Fischölkapseln, Sudoku und Kreuzworträtsel! Denn neuste Studien zeigen, dass Menschen, die besonders oft Sex haben, im Durchschnitt um zwei Prozent besser abschneiden, wenn es um kognitive Leistungen wie etwa die visuelle und verbale Kompetenz und andere Hirnfunktionen geht.

Hurra! Ein weiterer guter Grund, warum wir uns in die Betten stürzen sollten. Denn, um ein Sprichwort abzuwandeln: «Enthaltbarkeit ist eine Zier, doch öfter kommt man ohne ihr».

Bluttest und Einverständniserklärung

Ja, ich gestehe es: Ich liebe Sex. Ich mag Sex, wenn ich traurig bin. Ich mag Sex, wenn ich fröhlich bin. Ich mag Sex morgens, abends, zu Wasser und zu Lande. Ich mag stundenlangen Tantra-Sex. Ich mag den Quickie auf dem Küchentisch. Davon abgesehen, mag ich Sex nur, wenn ich richtig, richtig geil bin.

Wenn ein Sommer so heiss ist wie dieser und die Leute so spärlich bekleidet sind wie zurzeit, wächst unsere Lust auf den Horizontal-Tango. Doch nicht allein #MeToo hat uns aus dem Takt gebracht. In unserer hypersexualisierten Gesellschaft haben junge Leute Angst vor Intimität bekommen. Sie haben nicht nur viel später Sex, als das bei ihren Eltern der Fall war, mittlerweile ist so viel von «einvernehmlichem Geschlechtsverkehr» die Rede, dass ohne Bluttest, Curriculum Vitae und eine schriftliche Genehmigung gar nichts mehr läuft.

Aber auch Erwachsene tun sich schwer. Typen, die ich als sexuelle Kleptomane kennengelernt hatte, haben ihr Viagra ins Klo gespült und ihre Handschellen an den Nagel gehängt. Mittlerweile könnte selbst der Papst was von ihnen lernen in Sachen Zölibat. Laut stöhnen sie, man wage keine Frau mehr auszuführen, ja nicht einmal den geringsten Flirt.

Hollywood, heisst es, flirtet mit dem Gedanken, das Flirten zu verbieten. Um unangemessenes Verhalten zu unterbinden – unterbin-

den, hal –, hat Netflix für seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Regeln aufgestellt: Umarmungen sind kurz zu halten, Kolleginnen dürfen nicht nach ihren Telefonnummern gefragt werden, beim Drehen darf niemand länger als fünf Sekunden angeschaut werden. Sonst ist es – im Wortsinn – augenblicklich vorbei mit der Karriere.

Gibt es einen Ausweg? Aber sicher: Damenwahl. Statt sich ständig als Gejagte zu ängstigen, sollten die Frauen selbst auf die Jagd gehen. Wäre dies nicht gottgewollt, warum sonst hätte er uns dann mit Push-up-BHs gesegnet?

Von der Pubertät an werden Mädchen gewarnt, Männer stürzten sich auf alles, was ein Loch und einen Puls habe. Ihren Liebesschwüren zum Trotz seien Männer nicht viel mehr als wärmesuchende Penisraketen, die sich der Bodenkontrollstation entzogen hätten.

Hundert Jahren Feminismus zum Trotz werden Töchter immer noch dazu erzogen, möglichst still und zurückhaltend zu sein und sich «für den Richtigen» aufzusparen. Doch weil man unseren Lustorganen nicht schon von weitem ansieht, wenn sie am Schwellen sind, heisst das noch lange nicht, dass wir

Doch will eine erschöpfte berufstätige Mutter überhaupt Sex?

Frauen keine fleischlichen Bedürfnisse empfinden. Ein Blick auf das Sixpack von Hugh Jackman oder Chris Hemsworth genügt, und uns läuft der Sabber so sehr runter, dass der Teppich davon shampooiniert wird.

Doch wenn es um Sex geht, verrät sich die Doppelmoral unserer Gesellschaft schon in der Sprache: Ein sexuell aktiver Mann gilt als Prachthengst, Herzensbrecher oder Casanova; eine Frau, die ähnlich interessiert ist, wird als Schlampe, Nutte, Flittchen oder alttestamentarische Hure abgetan. Nach wie vor sind Männer auf Jungfrauen aus. Flüstert ein neuer Liebhaber auf dem Höhepunkt der Leidenschaft: «Bin ich dein erster Mann?», antwortet sie in jedem Fall: «Ja, natürlich» – und fragt sich insgeheim: «Warum fragt ihr Männer eigentlich immer den gleichen Blödsinn?»

Meine streng wissenschaftlichen Forschungen unter Cocktails trinkenden Freundinnen haben ergeben, dass Frauen genauso geil wie Männer sind. Penisse sind wie Schneeflocken: Keiner gleicht dem anderen. Und wir Hetero-

frauen mögen alle. Wir mögen sie in allen Formen und Formaten. Die schlanken, ranken, eleganten. Die dicken Saftwurzeln. Die tiefhängenden Revolverheldendinger. Die knubbeligen Champignons. Die Rundköpfe. Die Kapuzenträger. Die Fleischwurst-mit-zwei-Eiern-Lunchpakete. Wir mögen sie lang, stramm und schussbereit. Wir mögen sie scheu und schrumpelig an einem kalten Wintermorgen. All diese männlichen Ängste wegen der Grösse! Nicht Frauen leiden an Penisneid, wie Sigmund Freud behauptet hat, sondern Männer: «Ist meiner gross? Ist er der grösste?» Dabei ist uns Frauen die Einstellung viel wichtiger.

Mit der Grillzange

Auf Freuds berühmte Frage: «Was will das Weib?», antworten wir: «Wir mögen Penisse, die sagen: «Hallo! Mensch, bin ich froh, dich zu sehen!»» Die einzigen Penisse, die wir nicht mögen, sind solche, die als Machtinstrumente geschwungen werden von Frauenhassern wie Harvey Weinstein und Bill Cosby.

Natürlich kommt es auch vor, dass Frauen der Sex verleidet wird. Ein Kind zu gebären, macht dem Sexleben einer Frau den Garau, was wohl damit zu tun hat, dass ihr Lustorgan zum fünf Kilometer breiten Geburtskanal ausgeweitet wird. Sitzsäcke, Wassergeburt und Harfengeklimper hin oder her: Eine Geburt läuft nach wie vor darauf hinaus, dass dir ein Arzt sein Knie auf die Brust setzt, deine Beine spreizt und sich drin mit einer Grillzange zu schaffen macht. All das Gedöns von wegen «vorehelichen Geschlechtsverkehrs» – wie steht es denn mit dem «ehelichen Geschlechtsverkehr»? Sobald Kinderlein da sind, bedeutet «Kreativität im Bett» für die meisten Ehepaare: stricken während der Abendnachrichten.

Selbst wenn man Lust auf Sex hat, erweisen sich Kinder als Anti-Aphrodisiaka: Jedes Mal, wenn du zur Sache gehen willst, wacht das Baby auf oder kommt der Kleine angewackelt. Deshalb mein Sextipp für junge Eltern: Vaseline. Auf der Türklinke. Klingt ungut, aber dann kriegen sie die Tür nicht auf.

Doch will eine erschöpfte berufstätige Mutter überhaupt Sex? Nun, ihre Lieblingsstellung ist die Hündchenstellung: Er bettelt wie ein Hündchen, und sie stellt sich tot. Das rührt daher, dass unsere Generation geglaubt hat, «alles haben zu können». Stattdessen «tun wir alles». Obschon wir Frauen 50 Prozent der Berufstätigen stellen, machen wir



Zieht hinaus in die lauen Nächte und legt flach, was flachgelegt werden will.

nach wie vor 99 Prozent der Hausarbeit und Kinderpflege. Hat eine Frau den ganzen Tag gearbeitet, ist heimgerast, um das Abendessen zu kochen, den verschwundenen Turnbeutel für den nächsten Tag aufzuspielen, bei den Schularbeiten zu helfen, Wäsche zu waschen, zu bügeln und Gutenachtgeschichten zu erzählen - und sinkt nun endlich ins Bett, dann fantasiert sie nur noch von einem: vom Schlafen. Umso grösser ist deshalb der Schock, wenn sie gerade am Wegdämmern ist, und plötzlich spürt sie *die Hand*.

Vorgetäushtes Vorspiel

Männer machen Horrorfilme mit Titeln wie «Psycho» oder «Shining». Der Schrecken müder Mütter heisst *die Hand*: Unaufhaltsam kommt sie über das Fixleintuch gekrochen. Es sieht ganz so aus, als glaube der Herr Gemahl - der den ganzen Abend kein Wort an seine Frau gerichtet, geschweige denn beim Geschirrspülen geholfen hat -, sie sei jetzt in Stimmung, es sich von ihm besorgen zu lassen. Tatsächlich ist sie in Stimmung, es ihm zu besorgen: mit einem Tranchiermesser.

Doch davon spürt er offensichtlich nichts. Hektisch drückt er auf ihrer Klitoris herum, als sei diese ein Liftknopf und er zu spät für

Sex ist gut für das Gedächtnis. Vergessen wir also nicht, oft genug Sex zu haben.

eine Sitzung. «Geh zu Fuss», würde die Müde am liebsten sagen. Da wird immer darüber gesprochen, dass Frauen Orgasmen vortäuschen. Wie aber steht es mit dem Vortäuschen eines Vorspiels durch die Männer? Apropos Vorspiel: Nichts ist erregender für eine arbeitende Mutter als der Anblick ihres Mannes bei der



Sobald die Kinder aus dem Haus sind - schwupp!

Hausarbeit. Ausserdem ist wissenschaftlich erwiesen, dass noch keine Frau ihren Mann erschossen hat, während er staubsaugte.

Immerhin: Nach gründlicher Befragung von Freundinnen in den Fünfigern und Sechzigern habe ich erfahren, dass die Lust auf Sex wieder aufflammt, sobald die Kinder aus dem Haus sind. Sex in der Ehe, das ist so ähnlich, wie wenn Sie vergessen haben, dass Sie die Scheibenwischer auf «Intervall» gestellt hatten. Sie haben nicht mehr daran gedacht - und *schwupp!*

Es gab einiges Aufsehen und Stirnrunzeln, als neulich zu lesen war, in Altersheimen grassierten Geschlechtskrankheiten. Dank Hormonbehandlungen und Viagra, und weil sie keine unerwünschten Schwangerschaften mehr befürchten noch sich ewig binden müssen, scheinen Alte mehr Sex zu haben als die Millennials mit ihren fließenden Gender-

grenzen und ihren Ängsten vor Einvernehmen. Und sie haben noch viel mehr Sex als erschöpfte Ehepaare.

Erinnern wir uns: Sex ist gut für das Gedächtnis. Vergessen wir also nicht, oft genug Sex zu haben. Was nun das Zeitalter von #MeToo betrifft, so ist die Lage wie folgt: Weil die Männer etwas zurückhaltender geworden sind und die Frauen das Heft in die Hand nehmen, stehen Romantik, Liebeswerben und Sinnlichkeit endlich wieder auf dem Menü. Pornowebsites haben sexuellen Begegnungen die Erotik gründlich ausgetrieben.

Immer mehr junge Männer klagen über Erektionsprobleme - weil echter Sex nicht den Pornoszenarien entspricht, zu denen sie seit der Pubertät masturbieren. Und die Erwartung, die gleichen Oscar-würdigen Orgasmen und leistungssportlerischen Verrenkungen wie weibliche Pornostars bringen zu müssen, hat bei Frauen zu Versagensängsten geführt, wie wir sie seit den obligatorischen Volkstanzstunden in der Primarschule nicht mehr gespürt haben.

Leben wir in einer Genitaldiktatur?

Seien wir ehrlich: Eine rasierte Scham mag zunächst durchaus sexy wirken, aber sobald die Haare nachwachsen, sieht sie aus wie ein von Elektroschocks aufgeschreckter Langflorteppich. Fischnetzhoeschen können im Schritt zu Scheuerspuren führen, die man schlecht als Folgen harter Hausarbeit wegerklären kann. Und Handschellen? Tut mir leid, die sollten Sie seinlassen, es sei denn, Sie arbeiten als Undercover-Agent für Scotland Yard.

Was nun die Sodomasoz-Szenen in «Fifty Shades of Grey» betrifft, so spreche ich wohl vielen Frauen aus dem Herzen, wenn ich sage, dass ich nicht geschlagen werden möchte - auch nicht beim Monopoly oder beim Scrabble. Die schärfste Schlafzimmerfantasie so mancher müder Mama ist, dass ihr Mann seine Unterhose aufließt und auf einen Stuhl legt.

Die sexuelle Befreiung kann ganz schön bedrückend sein: Haben wir auch die korrekten Orgasmen - vaginale, klitorale, multiple? Leben wir in einer Genitaldiktatur? Romantik, Verehrung und Leidenschaft tragen entschieden mehr zu umwerfendem Sex bei als ein Penis, der streng nach dem Sexhandbuch verfährt.

Also, zieht hinaus in die lauen Nächte und legt flach, was flachgelegt werden will. Aber vergesst eines nicht, Jungs: Was eine Frau im Bett am liebsten will, ist Frühstück.



Kathy Lette ist eine australisch-britische Bestseller-Autorin. Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Feuerwerk und Feuerwehr: Blick hinter die Kulissen

ab Montag, 9. Juli 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 16. Juli 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Eine Frage der Mimik

Von Katharina Fontana — Wilde Liebesnacht oder Vergewaltigung? Die Unterscheidung wird immer schwieriger, wie Schweden zeigt. Die Schweiz macht für einmal nicht mit.

Wer seine Sommerferien in Schweden verbringen möchte und sich vielleicht auf das eine oder andere amouröse Abenteuer im hohen Norden freut, sollte vorsichtig sein. Denn seit Anfang Juli gilt in Schweden ein Gesetz, das die Annäherung an das weibliche Geschlecht und dessen Eroberung für Männer zu einem riskanten Unterfangen macht. Nach der neuen schwedischen Regelung ist jeglicher Sex, der nicht freiwillig erfolgt, illegal. Wer als Mann nicht illegal tätig sein will, muss sich also absolut sicher sein, dass die umworbene Frau dasselbe möchte wie er selber. Dazu braucht es keine schriftliche Erklärung, es müssen auch keine speziellen Formulare ausgefüllt oder Apps betätigt werden, wie verschiedentlich kolportiert wurde. Nein, der Mann muss einfach in der Lage sein, das verbale oder nonverbale Verhalten der Frau richtig zu deuten und zu erkennen, ob seine Umarmung willkommen ist oder nicht.

«Fahrlässige» Vergewaltigung

Das gilt nicht nur für One-Night-Stands, sondern auch für langjährige Beziehungen. Sagt die Frau dezidiert nein, ist das Ganze nicht allzu schwierig. Gibt sie ihrem Unmut allerdings nur mimisch Ausdruck – setzt sie etwa bloss einen abweisenden Gesichtsausdruck auf, ohne nein zu sagen oder sich zu wehren –, dürfte der eine oder andere liebebedürftige Mann rasch an seine Grenzen stossen. Liegt er mit seiner Einschätzung der weiblichen Gefühlslage daneben, hat er Pech und gilt laut Gesetz neu als Vergewaltiger.

Diese Interpretation hat mit dem, was man gemeinhin unter Vergewaltigung versteht, nichts mehr zu tun. Es geht nicht mehr darum, dass ein Mann einer Frau körperlich Gewalt antut, dass er sie mit Drohungen gefügig macht oder ihre Schutzlosigkeit ausnutzt. Nein, neu ist es sogar möglich, jemanden «fahrlässig» zu vergewaltigen oder zu missbrauchen, wie das schwedische Justizministerium in einem Faktenblatt schreibt. So etwa, wenn eine Person sich «des Risikos bewusst sein sollte», dass die andere Person nicht freiwillig an einer sexuellen Handlung teilnimmt. Gedacht wird dabei etwa an nächtliche Situationen, wo die Frau tief schläft, aber ihr Bett-

gefährte plötzlich in Lust entflammt und aktiv wird. Dafür ist immerhin eine Freiheitsstrafe von bis zu vier Jahren vorgesehen.

Nun mag man sich über die Schweden und ihre «feministische Regierung», wie sie sich selber bezeichnet, lustig machen und das Sex-Gesetz als hysterischen Auswuchs der «me too»-Debatte abtun. Man könnte es auch für zielgerichteter halten, wenn Schweden nicht



Eroberung als riskantes Unterfangen.

einfach alle Männer unter Generalverdacht stellen, sondern bei den Problemimmigranten ansetzen würde, die für den deutlichen Anstieg der Sexualdelikte an jungen Frauen in den letzten Jahren mitverantwortlich sein

Man tut der Gesellschaft keinen Gefallen damit, das Sexualstrafrecht derart weit auszulegen.

sollen. Doch so einfach ist es nicht. Schweden steht nämlich nicht alleine da. Auch andere westeuropäische Länder haben ihr Sexualstrafrecht auf ähnliche Art und Weise verschärft. So etwa Deutschland, wo es seit 2016 nicht mehr darauf ankommt, ob Gewalt im Spiel war oder sich die Frau gewehrt hat. Eine

sexuelle Handlung ist nach deutschem Recht immer dann strafbar, wenn sie gegen den erkennbaren Willen einer Person ausgeübt wird. Oder wenn die betreffende Person nicht in der Lage ist, einen entgegenstehenden Willen zu bilden oder zu äussern. Oder wenn der Täter ein Überraschungsmoment ausnutzt.

Was das konkret bedeutet, ist völlig unklar. Sex spielt sich in der Regel zwischen zwei Menschen ab, hinter geschlossener Tür und ohne Zeugen. Wie lässt sich da im Nachhinein beweisen, dass das Opfer dem angeblichen Täter sein Nichteinverständnis signalisiert hat? Gewalteinwirkungen sind mit Schürfwunden oder blauen Flecken verbunden; was Drohungen sind, wissen Mann und Frau ebenfalls. Verabschiedet man sich von solchen Kriterien, die sich einigermaßen verlässlich abzeichnen lassen, liegt es praktisch nur noch in der Wahrnehmung der Frau, ob sie wilden Sex oder eine Vergewaltigung erlebt hat. Und diese Einschätzung kann beispielsweise nach einer Nacht, die für die Frau in einem emotionalen Fiasko oder in einer schmerzhaften Trennung geendet hat, durchaus anders ausfallen als am Abend zuvor.

Gewalt, Drohung, psychischer Druck

Man tut der Gesellschaft keinen Gefallen damit, das Sexualstrafrecht derart weit auszulegen. Die Zahl der Verfahren dürfte steigen, die Justiz noch mehr mit der Intimsphäre der Leute beschäftigt sein. Doch der Schutz der Frauen wird damit nicht grösser, denn kein verantwortungsbewusster Richter wird einen Mann der Vergewaltigung schuldig sprechen, der im Schlafzimmer die Mimik seiner Partnerin falsch verstanden hat. Auch kann man von den Frauen heutzutage wirklich erwarten, dass sie klar und deutlich nein sagen und bei unliebsamen Avancen die Ellbogen ausfahren, statt still auf das Einfühlungsvermögen der Männer zu hoffen. Und schliesslich muss man auch um die männliche Libido fürchten, wenn das Sexualverhalten der Männer per se als verdächtig angesehen und in die Nähe eines Verbrechens gerückt wird.

Die Schweiz will von dieser zeitgeistigen Aufweichung des Vergewaltigungsbegriffs bis jetzt nichts wissen. Bei der umfassenden Strafrechtsreform, die Justizministerin Simonetta Sommaruga vor kurzem vorgelegt hat, werden die bisherigen Konturen beibehalten: Für eine Vergewaltigung braucht es weiterhin Gewalt, Drohung, psychischen Druck oder die Widerstandsunfähigkeit der Frau. Neu ist, dass auch Männer Vergewaltigungsopfer sein können. Und die Täter will man bei den Strafen härter anfassen. Für einmal verdient die Justizministerin ein Kränzchen.



Auf Abruf: Kontrahenten Seehofer und Merkel.

Essay der Woche

Berliner Spiegelfechtereien

Von Günther Nonnenmacher — Der zäh errungene Asylkompromiss ist eine Lachnummer, die angeblich existenzielle Koalitionskrise endet als Farce. Ihr einziges Ergebnis: Horst Seehofer und Angela Merkel klammern sich beide, geschwächt, an die Macht.

Was in den vergangenen Tagen auf der politischen Bühne in Berlin aufgeführt wurde, war ein Schauspiel, das als Drama begann, sich immer mehr zur Farce entwickelte und schliesslich mit einer Lachnummer endete. Im Mittelpunkt der Geschichte standen der CSU-Vorsitzende und Bundesinnenminister Horst Seehofer und die CDU-Vorsitzende und Bundeskanzlerin Angela Merkel, zwei Politiker, die seit langem zerstritten sind und ihre Meinungsunterschiede seit Jahren mit unerbittlicher Härte austragen.

Goldene Brücke

Das Vorspiel des Schauspiels war der Dissens über einen einzigen Punkt des 63 Punkte umfassenden «Masterplans» zu Migration und Asyl, den Seehofer vorlegen wollte: die Zurückweisung von Asylbewerbern und Flüchtlingen an der deutschen Grenze, die schon in anderen EU-Staaten datentechnisch registriert sind oder Asyl beantragt haben. Die dra-

matische Zuspitzung begann damit, dass Seehofer drohte, sich über die Ablehnung einer solchen Massnahme durch Kanzlerin Merkel hinwegzusetzen und in seiner Verantwortung als Innenminister alleine zu handeln. Darauf drohte Merkel kaum verhüllt, von ihrer Richtlinienkompetenz Gebrauch zu machen und in diesem Fall Seehofer zu entlassen. Das wäre faktisch einer Aufkündigung der Koalition und der Fraktionsgemeinschaft von CDU und CSU gleichgekommen.

Die Farce begann spätestens, als Seehofer nach vergeblichen Einigungsversuchen am Wochenende erst mit seinem Rücktritt drohte, dann aber wieder zurückzog und neue Gespräche mit der CDU ankündigte. Die Lösung wurde schliesslich mit einer Lachnummer gefunden, nämlich mit einem Vorschlag, auf den sich die Union schon einmal, vor drei Jahren, geeinigt hatte, der damals aber am Widerstand der SPD scheiterte. «Grenznah» sollen in Bayern Transitzentren eingerichtet werden, in

denen ankommende Flüchtlinge und Asylbewerber in eine Art exterritoriale Quarantäne genommen werden, bis ihre Anträge zügig geprüft sind; unberechtigte Antragsteller sollen dann direkt zurückgewiesen werden.

Das Wort «Zurückweisung an der Grenze» war die Formel, welche Seehofer und die CSU brauchten, um ihr Gesicht zu wahren. Dass diese Zurückweisung nicht einseitig, sondern nur auf der Grundlage von Abkommen und Vereinbarungen mit Nachbarländern erfolgen dürfe – in diesem Fall Österreich –, war das Mantra von Frau Merkel gewesen, die eine europäisch-«partnerschaftliche Lösung» gefordert hatte, gewissermassen als Vorstufe einer EU-weiten Regelung. Auf einem EU-Gipfel hatte sie auf dieser Linie Fortschritte erzielt, die niemand erwartet hätte. Das wäre die Gelegenheit zum Einlenken für die CSU gewesen, zumal ihr die goldene Brücke gebaut wurde, dass es ohne ihren Druck diese Fortschritte nicht gegeben hätte.

Es gab Stimmen in der CSU, die auf diese Linie einschwenken wollten. Der stellvertretende CSU-Vorsitzende Weber, ein Abgeordneter im Europa-Parlament, gehörte dazu. Wichtiger war, dass der bayerische Ministerpräsident Markus Söder nicht nur die Fortschritte des EU-Gipfels lobte, sondern, wie auch Alexander Dobrindt, der Vorsitzende der CSU-Landesgruppe in der Berliner Unionsfraktion, auf einmal entdeckte, wie unverzichtbar für das Wohl Deutschlands die «Schicksalsgemeinschaft» von CDU und CSU sei. Seehofer verstand diese Warnungen nicht oder wollte sie nicht hören: Er zerpfückte die Ergebnisse des EU-Gipfels und bestritt Merkmals Erfolg.

Persönliche Demütigungen

Das ist umso schwerer verständlich, als es einen europapolitischen Dissens im Grunde nie gab, auch wenn die CSU die nationale Kompetenz zur Zurückweisung hervorgehoben hatte. Doch sie hatte nie in Frage gestellt, dass eine europäische Lösung erstrebenswert und notwendig sei. Nationale Massnahmen galten ihr als eine Art Notbehelf, der rechtlich möglich und sachlich notwendig sei. Niemand in der Führung der CSU hat in der Hitze des Gefechts eine Rückkehr zum Nationalstaat alter Prägung oder eine Abkehr von der europäischen Einigung gefordert. Diese Forderung bleibt das Monopol der Alternative für Deutschland (AfD), die sich von ihren Anfängen als national-konservative wirtschaftsliberale Partei inzwischen weit auf völkisches Gebiet bewegt hat und getrost als in Teilen rechtsextremistisch bezeichnet werden darf. Die CSU ist ebenso wie die CDU eine proeuropäische Partei, auch wenn es immer wieder Differenzen gab und gibt. Vorwürfe, die Partei sei antieuropäisch, gehören zu den Behauptungen, mit denen, vor allem im Wahlkampf, gerne andere Meinungen stigmatisiert werden.

Wie also lässt sich der erbitterte Kampf in Berlin erklären? Der mit politischen Invektiven («Kontrollverlust», «Systemkrise» «Herrschaft des Unrechts») und persönlichen Demütigungen gespickte Streit zwischen Merkel und Seehofer um eine Obergrenze für den Zuzug von Migranten war die erste Fassung des jetzigen Dramas. Er wurde kurz vor der Bundestagswahl 2017 um des Wahlerfolgs willen storniert, aber nie befriedet. Das Ergebnis der Wahl war für die CDU schlecht, für CSU-Verhältnisse in Bayern sogar katastrophal.

Die Frage, warum die CSU dieses Thema nun wieder hochgezogen hat, ist leicht zu beantworten: In Bayern stehen am 14. Oktober Landtagswahlen bevor. Diese sind für die CSU, die einzige Regionalpartei mit bundespolitischem Auftritt, von entscheidender Bedeutung. Dass sie in Berlin Gewicht hat, hängt mit ihrer Ausnahmestellung als ewige Regierungspartei zusammen, die in München ohne Koalitionspartner an der Macht ist. Ihr Erfolg in Bayern

wiederum hängt auch davon ab, dass sie im Bund als «Schwester» der CDU mitbestimmen und dabei auch bayerische Interessen durchsetzen kann. Nach ihrem schlechten Ergebnis bei der Bundestagswahl geht es für die CSU im Herbst um alles: um ihre Ausnahmestellung in Bayern, aber auch um ihren Einfluss in Berlin. Dabei ist die Bastion Bayern für die CSU primär die Grundlage für alles andere und deshalb wichtiger als die «Aussenstelle» im Bund.

Bei dem voraussehbaren Einzug der AfD in den bayerischen Landtag wäre eine CSU-Alleinregierung in München kaum mehr möglich. Durchbrochen wäre auch die Regel, die seit Franz-Josef Strauss als Dogma gilt: Rechts von der CSU dürfe es keine demokratisch legitimierte Partei geben. Umstritten ist allerdings, ob und wie die Wähler zurückgewonnen wer-

Das Wort «Zurückweisung an der Grenze» war die Formel, welche er brauchte, um sein Gesicht zu wahren.

den können, die von den Unionsparteien zur AfD abgewandert sind. Ein Teil der CDU, dem wohl Merkel zuneigt, hat sich mit einer parlamentarischen Existenz der AfD auf absehbare Zeit abgefunden. Als Kanzlerin kann sie sich das leisten, weil im Bund ohnehin nur mit Koalitionen regiert werden kann, sie dabei mehrere Optionen hat und die Rechten im Bundestag isoliert bleiben werden.

Für die CSU dagegen wäre der Zwang, in München eine Koalition einzugehen, eine Niederlage, eine Schmach. Deshalb hat sie die Strategie gewählt, Themen der AfD zu «besetzen». Für eine Partei, die sich immer auch als Vertretung der kleinen Leute betrachtet hat und sich rühmt, die Hand am Puls des Volkes zu haben, ist das naheliegend. Allerdings steckt darin das Risiko, dass das Hochspielen des «klassischen» AfD-Themas deren Wähler eher mobilisiert. Denn die CSU äussert sich seit Jahren markig über Asyl und Migration, aber zur Tat ist sie noch nie geschritten. Die CSU-Führung sieht das katastrophale Ergebnis ihrer Partei bei der Bundestagswahl als Folge dieser Unentschiedenheit und demonstrierte wilde Entschlossenheit, um der AfD (klein-)bürgerliche Protestwähler wieder abspenstig zu machen und gleichzeitig die CDU auf ihren Kurs zu zwingen.

Damit kommt Strategisches ins Spiel: Die CSU und Teile der CDU glauben, Merkel habe ihre Partei zu weit nach links verschoben, mit der Konsequenz, dass sich in dem frei werdenden Raum weiter rechts von der Mitte die AfD etablieren konnte. Die CSU fordert deshalb von der Kanzlerin seit längerem einen Kurswechsel. Seither heisst es, mehr oder weniger halblaut: «Merkel muss weg», eine Forderung, die auch in Teilen der CDU auf Resonanz stösst.

Das verweist auf personalpolitische Konstellationen jenseits persönlicher Aversionen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass Merkel bei der nächsten Wahl nicht mehr als Kanzlerkandidatin antreten wird, die Positionierung ihrer Möchtegern-Nachfolger/-innen hat schon begonnen. Das schwächt ihre Autorität in der CDU und in der Regierung. Verstärkt wurde das, als sie 2017 ihre Wunschkoalition aus CDU/CSU, den Grünen und der FDP («Jamajka») nicht zustande brachte und die Union wieder in die ungeliebte grosse Koalition führen musste. Anders gesagt: Ihre Kanzlerschaft neigt sich dem Ende zu.

Seehofer wiederum ist, seit er den Machtkampf um das Ministerpräsidentenamt gegen Markus Söder verloren hat, ein CSU-Vorsitzender auf Abruf. Er konnte seinen Posten nur mit dem Argument verteidigen, er werde die Interessen der Partei in Berlin kraftvoll vertreten. Denn es gilt als ungeschriebenes Dogma, dass der Regierungschef auch Parteivorsitzender sein sollte. Die Rivalitäten zwischen dem Kanzler Helmut Schmidt und dem SPD-Vorsitzenden Willy Brandt sowie der ewige Streit zwischen dem bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber und dem CSU-Vorsitzenden und Finanzminister Theo Waigel sind warnende Beispiele.

Die neuen starken Männer der CSU

Der Parteivorsitz wird Söder dennoch nicht automatisch zufallen. Wenn die CSU nach der Wahl im Oktober eine Koalition bilden muss, wäre er erheblich geschwächt. Sein wichtigster Konkurrent ist dann Alexander Dobrindt, der die CSU-Landesgruppe führt, das einflussreichste Amt der Partei in Berlin. Im Streit mit Kanzlerin Merkel ist Dobrindt schon als ihr Antipode aufgetreten, während Söder in Berlin nicht direkt Einfluss nehmen konnte. Doch die neuen starken Männer der CSU wollten die Regierung wie die Fraktionsgemeinschaft mit der CDU erhalten, weil sie letztlich wissen, dass dies die Grundlage ist, auf der der Erfolg ihrer Partei auch beruht. Weil Führungsstreit um den Vorsitz der CSU wenige Monate vor der Wahl verheerend gewirkt hätte, war Seehofers Ausharren auf dem Posten die vorerst beste Lösung.

Er wird also weiter als Innenminister mit Frau Merkel am Kabinetttisch sitzen, zwei geschwächte Politiker, deren Laufbahn sich dem Ende zuneigt. Wie das funktionieren kann, ist vielen Bürgern unverständlich. Aber solche Prüfungen gehören zu den Härten der professionellen Politik im Parteienstaat, in dem Machtstreben und die Instrumentalisierung von Sachfragen für persönliche Ambitionen immer eine entscheidende Rolle spielen werden.

Günther Nonnenmacher, einer der angesehensten deutschen Journalisten, war von 1994 bis 2014 Mit-Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Hilfe, alle meditieren

Von Daniela Niederberger — Unsere Autorin ist umzingelt von Meditierenden: Ihr Mann, ihre Töchter, Nachbarn – alle sitzen auf Kissen und atmen. Selbst Manager und das US-Militär. Warum? Was bringt es? Soll sie es auch ausprobieren?



«Sind jetzt die Nektarinen bei Coop oder Migros Aktion?»

Morgens um fünf klingelt bei uns der Wecker. Dann steht mein Mann auf und meditiert eine Stunde, bevor er die Familie um Viertel nach sechs weckt. In der Mittagspause setzt er sich eine halbe Stunde hin, und abends verschwindet er wieder für eine halbe Stunde, meist in die Waschküche, weil da niemand stört.

Das geht so, seit er vor zwei Jahren einen Schweige-retreat im Jura besucht hat. Freunde hatten ihm begeistert davon berichtet. Er wurde nicht enttäuscht. Grossartig sei es gewesen, aber auch eine Tortur, erzählte er bei der Rückkehr. Seither sitzt er pickelhart zwei Stunden täglich im Schneidersitz und fokussiert auf den Atem und den Körper. «Spinnt er jetzt?», dachte ich. Freundinnen gegenüber sprach ich belustigt vom «Waschküchen-Buddha».

Dann ging er mit unseren Mädchen in einen Kinderkurs. Nun setzen sich die beiden jeden Morgen vor der Schule zehn Minuten hin und abends wieder. Manchmal wähne ich mich im falschen Film, wenn ich mich rufen höre: «Habt ihr schon meditiert?» Abends ist die Sache oft zäh, morgens geht es gut. Aber wehe, ich schlage vor, das Meditieren mal bleiben zu lassen: «Sicher nicht! Das verstehst du nicht. Du meditierst ja nicht mal!»

So wurde sanft Gruppendruck ausgeübt. Mein Mann anerkennend mehrmals, zehn Tage

freizunehmen, damit auch ich in den retreat könne. Nie und nimmer! Zehn Tage ruhig sitzen und Rückenweh und Leere aushalten? Horror!

Andererseits: Ich müsste blind sein, um die Veränderungen nicht zu sehen. Wenn ich morgens mit vernebeltem Kopf in die Küche komme, ist er schon heiter und munter am Müesli-Machen. Er wirkt gelassener. Die Mädchen sind liebevoller miteinander. Manchmal giften sie sich an, wie das Pubertierende und Vorpubertierende tun. Nach dem Meditieren umarmen sie sich. Vielleicht wegen «Metta». Das, so wurde mir erklärt, heisst «wohlwollende Liebe» und ist der Abschluss jedes Sitzens. Man wünscht in Gedanken Glück: seiner Familie, seinen Freundinnen, den Lehrern – und macht den Kreis immer grösser, bis er alle Menschen und Tiere einschliesst. (Neulich wurde kontrovers darüber diskutiert, ob man Pflanzen und Steine einschliessen solle. – «Steine? Geht's noch?»)

Immer öfter dachte ich: «Ausprobieren könnte man es ja.»

Buddhismus minus Religion

Meditation ist ein Riesentrend. Wo man hinschaut, werden Achtsamkeitskurse angeboten. Firmen wie Swisscom, Axpo und Julius

Bär lassen ihre Mitarbeiter und Manager meditieren. Sogar das US-Militär setzt auf Achtsamkeit, um die «militärische Resilienz» zu verbessern. Und die Zehntageskurse nach dem Lehrer S. N. Goenka sind auf Monate hinaus ausgebucht.

Samuel Theiler ist Meditationslehrer, er praktiziert Vipassana (Erkenntnismeditation) und sitzt im Stiftungsrat des Zentrums Beatenberg. Er spricht von einer «Achtsamkeitswelle». Einer, der zur Popularisierung beitrug, ist der amerikanische Molekularbiologe Jon Kabat-Zinn. Er entwickelte Ende der siebziger Jahre ein Programm, das Stress- und Schmerzpatienten helfen sollte: MBSR – mindfulness-based stress reduction. Dabei orientierte er sich an der buddhistischen Meditation, liess aber das Religiöse weg.

Jedes Jahr würden mehr Leute nach Beatenberg reisen, sagt Theiler. «Früher waren es eher Hippies, heute sind es Leute mit wahnsinnig aktivem Geist, die anspruchsvolle Jobs haben und kaum mehr zur Ruhe kommen können.»

Wie aber geht Meditieren? Man sitzt mit geschlossenen Augen hin und fokussiert sich nur auf den Atem. Wie er in die Nasenlöcher hereinfließt und aus ihnen hinausströmt. Nur das. Man beobachtet. Unweigerlich kommen Gedanken, man lässt sie ziehen und kehrt zum Atem zurück. Ein Schmerz kommt auf, man nimmt ihn wahr, er bleibt eine Weile und vergeht wieder.

«Es ist eine Geistesschulung, ein Werkzeug», sagt Theiler. «Unser Geist produziert unablässig Gedanken, Emotionen, Tagträume. Häufig verlieren wir uns darin. Oft wissen wir nicht genau, weshalb wir zum Beispiel verärgert sind. Ein Tonfall, ein Gesichtsausdruck lösen den Ärger aus.» Meditieren lehrt einen, seine Gedanken und Emotionen zu beobachten. Man verlässt den Autopilot-Modus und ist dem, was der Geist produziert, weniger ausgeliefert.

Annette Brühl ist Leiterin des Zentrums für Depressionen, Angsterkrankungen und Psychotherapie in Zürich. Dort werden seit einigen Jahren Achtsamkeitskurse angeboten. Sie sagt: «Mit Meditation trainiert man die kognitiven Fähigkeiten, und man lernt, die Emotionen zu kontrollieren.»

Was ist der Effekt? Was alle sagen: Man wird ruhiger. Der Geist, aber auch der Körper. Studien berichten von Stressreduktion, tieferem Blutdruck. Theiler, der seit 25 Jahren täglich meditiert, sagt: «Ich weiss klarer, was

meine Stärken und Schwächen sind. Wohin ich will im Leben. Ich bin im Austausch mit anderen Menschen geschickter geworden und zufriedener.»

Und mein Mann, der seit zwei Jahren meditiert, sagt: «Ich bin konzentrierter und bei der Arbeit viel effizienter.» Ausserdem «habe ich nun eine Art Pufferzone zwischen Wahrnehmung und Handlung. Du lernst, zu beobachten und nicht – zack – zu reagieren.» Dadurch sei er ausgeglichener und habe ein besseres Leben, «gratis und franko».

Eine Mutter von vier Kindern, die den Zehntageskurs hinter sich hat, berichtet, sie könne besser Unangenehmes wie ein tobendes Kind aushalten. Sie flüchte nicht mehr aus der Situation und werde nicht mehr emotional.

Swisscom und Axpo geben ihren Angestellten einmal wöchentlich über Mittag Gelegenheit, zu meditieren. Bei Axpo findet die Meditation in einem Sitzungszimmer statt, man sitzt nicht auf Kissen. «Wir sind ein Ingenieurbetrieb. Wir reden nicht von Meditation, sondern von *inner engineering*», sagt Angelika von der Assen, die dafür zuständig ist. Wer mitmacht, berichtet, dass er fokussierter sei und in Gesprächen wirklich präsent. Das unproduktive Multitasking nimmt ab.

Neu kann, wer unterwegs ist, im Zürcher Hauptbahnhof haltmachen. Dort befindet

sich seit knapp einem Jahr Now Meditation, ein Drop-in-Angebot.

Über die blosser Beruhigung des Geistes hinaus ist für Buddhisten die Meditation mit Erkenntnis verbunden. «Man erfährt auf tiefer Ebene, wie vergänglich alles ist.» Nichts bleibt, wie es ist. Eine Stimmung kommt und geht. Ein Schmerz kommt und geht. Das Leben kommt und geht. Es breitet sich eine heitere Gelassenheit aus. «Das bedeutet nicht, dass man alles erduldet», so Theiler. «Wenn es regnet, nehme ich den Schirm hervor. Aber ich halte mich nicht mehr mit Dingen auf, die ich nicht ändern kann.»

Herrliche Leere

Im Februar dieses Jahres reiste ich selber für drei Tage nach Beatenberg und sass bald mit netten Leuten am Tisch für ein letztes Abendessen vor dem Schweigen. Nachher ging man in Socken in die grosse Meditationshalle, rund sechzig Leute, viele Junge, aber auch Alte. Vorne sass zwei Lehrerinnen, flankiert von Buddha-Statuen.

Ich war erleichtert, dass niemand, der nicht wollte, auf Kissen sitzen musste, und setzte mich auf einen Stuhl. Eine Meditier-Einheit dauerte 45 Minuten. «Eine Ewigkeit», dachte ich. Ich merkte bald: Es ist herrlich, nichts zu müssen, nur atmen zu dürfen. Die Leere war nicht schrecklich, weil es gar keine Leere war.

Auf 45 Minuten Sitzen folgten 45 Minuten Gehmeditation und immer so fort. Ein bizarrer Anblick, Leute, die in Gängen oder vor dem Haus hin- und herwandelten, ohne einander anzusehen. Die Bekannten vom Abendessen schienen einen nicht mehr zu kennen. Komisch auch die Mahlzeiten. Man sass vor seinem Teller mit Gemüse-Eintopf und wusste nicht, ob man die Person vis-à-vis kurz anblicken sollte oder nicht. Jedenfalls kaute man jeden Bissen unglaublich bewusst.

Die Ruhe war wohltuend. Was schwierig war: das Fehlen von Information. Handys und Zeitungen waren nicht gestattet. Da lechzt der Geist nach jedem Sätzchen. Ich las die Rückseite der Zahnpasta-Tube. Und vor dem Anschlagbrett, wo der Tagesplan hing, bildeten sich Trauben, und man las wieder, was man schon auswendig wusste. Die Lehrerin machte sich beim abendlichen Vortrag lustig über unseren Informationsentzug.

Seither sitze auch ich jeden Morgen auf meinem Kissen. Ob ich meditiere? Ich versuche es. Manchmal gelingt es mir, in einer halben Stunde vielleicht bei fünf Atemzügen wirklich nichts zu denken. Dann geht es wieder los: «Sind jetzt die Nektarinen bei Coop oder Migros Aktion? Warum habe ich gestern...» Und so weiter. Wie meinen Mädchen tut mir die Metta-Meditation gut. Ich denke wohlwollender von den Leuten, die ich nicht mag.

Koffer gepackt?



Ferienlektüre auch?



Versuchen Sie nicht, mit dem «Nebelspalter» eine Strandliege zu reservieren, wenn Sie ihn selbst noch nicht komplett gelesen haben.

Das älteste Satiremagazin der Welt gehört auch in Bibliotheken und Wartezimmern zu den meist entwendeten Zeitschriften.

f 20452 Fans t 5149 Follower +6% Abozuwachs

**JETZT PROBEABO
BESTELLEN!**
www.nebelspalter.ch

Völlig von der Rolle

Von Klaus Zaugg — Tom Lüthi ist einer der besten Töffrennfahrer der Welt. Nun ist die Karriere des Emmentalers im freien Fall. Eine wahre Geschichte aus der verrückten Welt des Motorradrennsportes.

Stellen wir uns folgendes Szenario aus einer vertrauten Welt vor: ZSC-Manager Peter Zahner wird von Präsident und Mäzen Walter Frey während der laufenden Saison von einem Tag auf den anderen des Amtes enthoben. Weil Walter Frey von einer Angestellten aus den ZSC-Büros Papiere zugespielt worden sind, die beweisen sollen, dass der ZSC-Manager in den letzten acht Jahren mehr als zehn Millionen Franken in die eigene Tasche gewirtschaftet hat. Aus Solidarität mit Peter Zahner verlassen vier weitere Spitzenleute – der Sportchef, der

Mal die Moto-GP-WM. Die Königsklasse. Er ist der erste Schweizer, der es in der Neuzeit in die Formel 1 auf zwei Rädern gebracht hat. Endlich ist er ein echter Kerl geworden.

Der Emmentaler fährt im Rennstall des belgischen Grafen, Biermilliardärs und freundlichen Lebemanns Marc van der Straten – daher der Teamname Marc VDS. Ende der letzten Saison hat Teamchef Michael Bartholemy angeblich eine in der Administration tätige Angestellte gefeuert. Die hat nun dem Grafen Papiere zugespielt, die beweisen sollen, dass der Teamchef in den letzten acht Jahren mehr als zehn Millionen Franken in die eigene Tasche gewirtschaftet haben soll. Item, nach dem vierten Rennen dieser Saison hat der Graf daraufhin völlig überraschend Michael Bartholemy – in der Töffszene kompetent und respektiert und wie Peter Zahner oder Marc Lüthi im Hockey – fristlos gefeuert. Aus Solidarität mit ihrem Chef haben vier weitere Spitzenleute das Team ebenfalls per sofort verlassen. Nun führt vorübergehend Tom Lüthi Cheftechniker Gilles Bigot zusammen mit zwei eigentlich für die Gästebetreuung zuständigen Damen das Rennteam, das im Jahr gut und gerne fünfzehn Millionen Franken umsetzt.

Der Rennbetrieb geht zwar weiter, aber es gibt erhebliche Unruhe, und der ebenso sensible wie hochtalentiertere Tom Lüthi ist völlig von der Rolle und hat noch keine WM-Punkte (bis Platz 15) geholt. Gilles Bigot sagt, Tom Lüthi sei eben ein an geordnete Verhältnisse gewöhnter, verantwortungsbewusster Schweizer und könne Chaos nicht so gut wegstecken wie ein Italiener.

Item, die Führung eines Unternehmens, das durchschnittlich alle zwei Wochen in einem anderen Land Rennen durchführt, Tonnen von Material verschiebt, Flüge, Mietwagen, Essen und Hotels für über dreissig Mitarbeiter plus oft bis zu hundert Gäste organisieren muss und Hochleistungssport mit komplizierter Technologie betreibt, ist eine komplexe Aufgabe, die viel Erfahrung und Fingerpitzengefühl erfordert.

Nun können wir sagen: «Soll der Lüthi doch alles ausblenden und einfach Gas geben.» Aber so einfach ist die Sache nicht. In der Moto-GP-Klasse zu fahren, hat mehr mit Raumfahrt als mit herkömmlicher Rennfahrerromantik zu tun. Die Höllenmaschinen beschleunigen auf über 350 km/h und werden mit riesigen Bremscheiben gleich wieder auf unter 80 km/h abgebremst. Die Fliehkräfte drücken das Gehirn zusammen, der Horizont



Bubentraum: Rennfahrer Lüthi.

wird eng wie bei einem Kampfpiloten. Die Maschinen sind nur noch mit Hilfe einer hochkomplizierten Elektronik beherrschbar. Sonst würden die «Asphaltgladiatoren» bei der leisesten Umdrehung des Gasgriffes aus dem Sattel geschleudert. Der Töff hat mehr Technologie an Bord als einst die Mondlandefähre. Und nebst der Kontrolle dieser Elektronik kämpft der Fahrer am Rande der Todeszone mit seinen Gegnern. Kommt es zum Sturz – Lüthi ist diese Saison schon neunmal aus dem Sattel gefallen –, ist der Körper die Knautschzone.

Verzweifelte Steuervögte

Die Box hat nichts mehr mit einer Werkstatt im herkömmlichen Sinne zu tun. Computerspezialisten sind so wichtig wie Schrauber. Die Töffhersteller delegieren in jedes Team einen Computerspezialisten. Sensoren an den Maschinen zeichnen jede Bewegung und Drehung, die Temperaturen, Bremswege und Schräglagen auf.

Höchste Konzentration bei der Arbeit und beim Fahren ist der zentrale Erfolgsfaktor. Der kleinste Fehler kann tödlich sein. Eine Chance hat nur, wer dazu in der Lage ist, alle äusseren Einflüsse auszublenden und sich hundertprozentig zu konzentrieren. Die Ernährungsberater achten nicht nur darauf, was ihre Stars essen. Sie achten auch darauf, wann sie essen. Weil die Verdauung Energie braucht und die Konzentrationsfähigkeit minimal verringert. Jeder Störfaktor muss vermieden werden. Wenn nun der Chef gefeuert wird und die besten Männer mit ihm gehen, dann ist diese Konzentration gestört. Tom Lüthi's Cheftechniker Gilles Bigot, ein kauziges, sensibles Genie, muss seine Arbeit seit der Entlassung von Michael Bartholemy immer wieder unterbrechen und zu Sitzungen



Kommunikationsgeneral, der Werbeverantwortliche und der Finanzchef – das Unternehmen per sofort. Vorübergehend managt nun Cheftrainer Serge Aubin mit zwei Serviertöchtern aus der Stadionbeiz und dem Eismeister die ZSC Lions. Der Spielbetrieb ginge zwar weiter, aber es gäbe vermutlich erhebliche Unruhe. Die Zürcher würden wohl die meisten Spiele verlieren und in eine tiefe Krise rutschen.

Am Rande der Todeszone

Dieses Szenario hilft uns, zu verstehen, warum aus einem der weltbesten Töffpiloten innert ein paar Wochen ein Bruchpilot und Hinterherfahrer geworden ist. Am letzten Sonntag ereilte ihn in Assen gar erstmals in seiner Karriere die ultimative Schmach des letzten Platzes.

Tom Lüthi hat sich einen Bubentraum erfüllt und bestreitet diese Saison zum ersten



Der Horizont wird eng wie bei einem Kampfpiloten: Lüthi, 31, beim GP von Katalonien am 17. Juni.

eilen. Die Spezialisten bangen um ihre Jobs. Weil niemand weiss, ob es das Team in der jetzigen Form nächste Saison noch geben wird. Und die besten Jobs für die kommende Saison werden in den nächsten Wochen bereits vergeben.

Aber ist es möglich, dass es in diesem globalen Hightech-Millionen-Business zu- und hergeht wie im «hölzige Himmel»? Kann es wirklich sein, dass eine Frau als Whistleblowerin ein ganzes Team durcheinanderbringt? Tatsächlich wirkt diese Welt auf den ersten Blick hochprofessionell. Die Teamlaster sind im Fahrerlager schnurgerade aufgereiht, die mit den Logos der Werbepartner bedruckten Uniformen der Teammitglieder schmuck, sauber und faltenfrei. Ein Heer von PR-Gurus umschwärmt die Asphaltcowboys, füttert alle möglichen Medienkanäle laufend mit frohen Botschaften und bunten Bildern und verhindert, wenn immer möglich, den unkontrollierten, direkten Kontakt zwischen Chronistinnen und Chronisten und den Piloten. Auf dass nur schöne Geschichten nach aussen dringen.

Weltraum der Königsklasse

Aber wenn wir ein wenig am glänzenden Lack kratzen, kommt darunter das pralle, wahre Leben zum Vorschein, gewürzt mit Sex, Lügen, Intrigen, Mut, Leidenschaft, Skrupellosigkeit, Klatsch und Tratsch, in einer Welt, in der Tod und Verstümmelung jeden Tag lauern. Dieses Geschäft ist ein Zirkus, der rund um den Globus zieht: ins Morgenland, nach Nord- und Südamerika, Europa, Asien, Australien. Die Teamchefs sind die Warlords dieser testosterongeladenen, buntgescheckten Macho-Welt. Sie heuern und feuern Piloten, Mechaniker und Boxenluder. Und vor al-

lem sitzen sie an den Zu- und Abflüssen der Geldströme, die bei einem Moto-GP-Team mit zwei Piloten eine Fluthöhe von zwanzig Millionen erreichen können. Es ist praktisch unmöglich, jemanden ins Recht zu fassen. Eine Welt, ideal, um Gelder zu verschieben und Steuervögte zur Verzweiflung zu bringen. Manche Teams haben ihre juristische Heimat in zwei Ländern – das Team von Marc van der Straten beispielsweise in Belgien und Herisau.

Inzwischen ist die Fachkraft (Whistleblowerin), die dem Grafen die heissen Papiere zugespielt haben soll, wieder im Team. Ob Michael Bartholemy tatsächlich in die eigene Tasche gewirtschaftet hat – er beteuert glaubhaft seine Unschuld – oder ob er das Opfer einer teuflischen Intrige, eines Racheaktes, geworden ist, werden wir wohl nie zweifelsfrei herausfinden. Der Graf und sein gefallener Teamchef haben sich inzwischen aussergerichtlich die Hände zur Versöhnung gereicht. Aber eine Rückkehr ist nicht mehr möglich. Übrigens bestätigt der Graf im kleinen Kreis noch so gerne die im Fahrerlager kursierenden Gerüchte über die Ursachen der Krise in seinem Team: Die betreffende Mitarbeiterin sei Bartholemys Geliebte gewesen, habe sich aber mit einem Piloten eingelassen, sei deshalb entlassen worden und habe sich nun gerächt. *Se non è vero, è ben trovato.*

Tom Lüthi's mutiger Vorstoss in den fahrerischen Weltraum der Königsklasse ist also nicht gelungen. Wegen verrückter Umstände, die er nicht beeinflussen kann. Sein Scheitern mag bitter sein. Er wäre gut genug für die wichtigste Töff-WM. Eine der grössten helvetischen Töffkarrieren wird unvollendet bleiben. Wenigstens versüsst der Zusatz «Wenn dies und das nicht gewesen wäre, hätte es klappen können»



Ex-Teamchef Bartholemy, Besitzer van der Straten.

im Rückblick das Versagen. Aber die Geschichte des Bauernbuben aus dem Emmental, der ausgezogen ist, die Welt zu erobern, ist noch lange nicht zu Ende. Seit sich sein Scheitern ganz oben abzeichnet, geben sich die Moto-2-Teamchefs bei seinem Manager Daniel M. Epp die Türklinke in die Hand. Tom Lüthi wird nächste Saison in die Moto-2-WM zurückkehren und Favorit Nummer eins auf den WM-Titel sein. Inzwischen zeichnet sich ab, dass sich Marc van der Straten nach dieser wilden Saison so oder so aus der Königsklasse verabschieden und sich 2019 mit zwei Piloten nur noch auf die Moto-2-WM konzentrieren wird – einer davon wird Tom Lüthi sein.





Symptome von Überfischung: Cenderawasih-Bucht in West-Papua, Indonesien.

Natur

Tödlicher Goldrausch

Von James Hamilton-Paterson — Ob die Produktivität der Weltmeere eine Zukunft hat, hängt von besserem Wissen und streng durchgesetzten Regelungen ab. Es gibt ermutigende Anzeichen dafür, dass das gelingen könnte – aber leider auch Grund für Pessimismus. *Weltwoche-Serie über die Ozeane, Teil 3*

Das ganze Jahr, Tag und Nacht, werden in aller Welt Meerestiere gefangen, als wären sie eine unerschöpfliche Ressource. Dies zeigt, wie leicht Intelligenz durch Gier übertrumpft wird. Die Symptome von Überfischung sind schon vor Jahrhunderten erkannt worden, allerdings selten von den richtigen Leuten. Europäische Fischer wagten sich als Erste über den Atlantik, um die üppigen Kabeljau-Bestände vor Neuengland und Neufundland zu plündern, weil wegen der Nachfrage nach Stockfisch die Bestände in der Nord- und der Ostsee stark dezimiert worden waren. Schon 1510 fuhren portugiesische Fischer, von einer Art Fisch-Goldrausch ergriffen, zur Neufundlandbank.

Die unternehmerische Vorstellung, Fischbestände seien unerschöpflich, beruhte auf den gewaltigen Renditen des Gewerbes und wurde gestützt durch die biblische Wahrneh-

mung der Unendlichkeit der Meeresreichtümer. Was die Fischer selbst von dem wussten, was unter der Meeresoberfläche vor sich ging, war unvollkommen und vorwissenschaftlich, aber viel zutreffender und detaillierter als das, was «Experten» genannte Landratten zu wissen meinten. Bereits 1376 ersuchten englische Fischer König Eduard III., die Baumkurren-Fischerei zu verbieten, bei welcher Segelboote feinmaschige Schleppnetze, die mit Holz- oder Metallbalken beschwert waren, über den Meeresgrund zerrten. Diese, wussten die Fischer, schädeten der Austern- und Miesmuschelbrut, «von welcher grosse Fische sich ernähren». Mit anderen Worten: Diese Fischer des 14. Jahrhunderts hatten das Prinzip der marinen Nahrungskette bestens verstanden. Aber erst im 19. Jahrhundert, nachdem die Schleppnetzfisherei mit Dampfschiffen und Ringwadennetzen gang und gäbe geworden

war, begannen Meereswissenschaftler im Detail zu verstehen, was da geschah.

Ein Viertel wird weggeworfen

Diese Erkenntnisse wurden schliesslich in durchsetzbare Ziele umgesetzt. In der Gemeinsamen Fischereipolitik (GFP) der EU beispielsweise wird pro Fischart eine «Total Allowable Catch» (TAC) genannte Quote festgelegt, die jedes Jahr überprüft wird. Aber Quoten, die verbieten, zu grosse Fänge oder Fänge der falschen Arten an Land zu bringen, bedeuten, dass bis zu ein Viertel des weltweiten Fischfangs weggeworfen wird: bis zu 27 Millionen Tonnen. Davon abgesehen, können offizielle Schätzungen von Fischbeständen alles andere als zuverlässig sein. 1992 waren die Kabeljau-Bestände bei der Neufundlandbank, die jahrhundertlang üppig gewesen waren, vollkommen erschöpft und wurden für die Fischerei geschlos-

sen. Als ich 1996 Neufundland besuchte und mit Fischern sprach, waren diese wütend. Denn jahrzehntelang hatten sie den zuständigen Beamten gesagt, die Kabeljau-Bestände seien bedrohlich überfischt und würden zusammenbrechen, wenn die fabrikmässig betriebene Fischerei mit grossen Flotten nicht verboten oder zumindest stark eingeschränkt werde. Sie sagten, die kanadische Regierung habe sie geflissentlich überhört, weil das Geschäft einfach zu lukrativ und andere internationale Handelsabkommen zu wichtig waren, als dass man drakonische Einschränkungen riskieren wollte, und so geschah das Unvermeidliche.

Man warf Fischereiwissenschaftlern Ignoranz oder grundlosen Optimismus vor, aber meist waren sie einfach von der Politik überstimmt worden. Oft wurden ihre Zahlen von Bürokraten mit schöpferischer Freiheit behandelt und ihre Warnungen von der Beamtenerschaft uminterpretiert oder ignoriert. Manche der kleinen Fischer gaben zu, mit zum Zusammenbruch beigetragen zu haben. «Ich muss gestehen, dass wir alle viel zu gierig gewesen sind, wir Fischer ebenso wie die Regierung», sagte mir einer. «Zusammen haben wir uns ins Aussterben gefischt.»

Kommerziell war dem so. Ein paar Jahre später wurde die Fischerei versuchsweise wieder zugelassen, aber nur in streng eingeschränktem Mass. Unterdessen hatten sich die Fischgründe in ihrem Wesen verändert. Nachdem dem Kabeljau der Garaus gemacht worden war, waren andere Meerestiere nachgerückt, um in der Nahrungskette der Neufundlandbank ihren Platz einzunehmen. Seither verläuft die Erholung der Kabeljau-Bestände langsam und ungleichmässig. Es stimmt, dass der Zusammenbruch durch eine zu optimistische Einschätzung davon, wie viele Fische noch da seien, gefördert wurde.

Aber es ist eben auch so, dass selbst die besten wissenschaftlichen Daten zu Fischbeständen, wo auch immer, nicht verlässlich sind. In grossen Gebieten der offenen See weiss man kaum etwas über die Lebenszyklen der Mehrzahl der Arten. Erst dieses Jahr hat man entdeckt, wo Mantarochen als Jungtiere leben; und auch nach Jahrhunderten der Forschung weiss man nur unvollkommen Bescheid über die Lebensgeschichte der Aale. Das Fehlen solcher Informationen kann zur Folge haben, dass wir erst dann erkennen, dass eine Spezies überfischt wird, wenn es bereits zu spät ist.

Sushis so teuer wie eine Flasche Pétrus

Gemäss konservativen Schätzungen des World Wildlife Fund wird ein Drittel aller kommerziell interessanten Fischbestände überfischt. Der tatsächliche Prozentsatz dürfte höher liegen, weil sich das, was kommerziell interessant ist, unter dem Druck der Nachfrage ständig ändert. Am beliebtesten sind grosse Raubfische wie Tunfische. Die Population des atlantischen

Blauflossen-Tuns hat sich seit den siebziger Jahren um neunzig Prozent verringert. Achtzig Prozent der Fänge gehen nach Japan, wo ein einziger Fisch auf dem Tsukiji-Fischmarkt in Tokio für eine unglaubliche Summe versteigert werden kann. Der letztjährige Rekord war ein 405 Kilogramm schwerer Blauflossen-Tunfisch, der für 320 000 Dollar verkauft wurde, was einem Kilogrammpreis von 798 Dollar entspricht. Aber sogar dieser war billig, verglichen mit einem 222 Kilogramm schweren Fisch, der 2013 für 1,76 Millionen Dollar respektive 7930 Dollar pro Kilogramm verkauft worden war. Wenn ein einziger Bissen Sashimi oder Sushi so viel kosten kann wie eine Flasche Château Pétrus, Jahrgang 1978, dann ist der Anreiz, Blauflossen-Tunfisch zu erbeuten, sehr viel grösser als der, wilde Bestände zu erhalten. Ganz Ähnliches gilt für seinen etwas kleineren Cousin, den Gelbflossen-Tunfisch. Wie bei den Stören bietet sich deshalb die Zucht solcher Fische an; aber die Fischzucht hat ihrerseits grosse Nachteile, auf die ich in einem späteren Artikel zu sprechen kommen werde.

Seit dem Verlust wichtiger Arten wie Tun und Kabeljau wird umso mehr nach weniger hochgeschätzten Arten wie Hering, Krabben und Garnelen gefischt. Im Jargon der Wissenschaftler fischen wir «die Nahrungskette hinab», das heisst, wir fangen jetzt Arten, die man früher nicht für fangenswert hielt. Sie stammen oft aus noch grösseren Tiefen, welche die moderne Technik für die Grundschleppnetz-Fischerei erschlossen hat. Diese wird ungeregelt an Plateaus und Hängen, unterseeischen Bergen und mittelozeanischen Schwellen betrieben und verursacht gewaltige Schäden bei Tiefseekorallen, Schwammgemeinschaften und anderen Meeresgrundbewohnern. Die Zerstörung sonst unberührter Habitate bedeutet, dass die marine Nahrungskette von unten her kaputtgemacht wird, während ihr gleichzeitig von oben her die Überfischung zusetzt.

Einer der «minderen» Fische, die rasch beliebt wurden, ist der Kaiser- oder Granatbarsch, und er steht beispielhaft dafür, was geschieht, wenn man Fische aus tiefen Gewässern fängt. Da er in Tiefen von 600 Metern oder mehr lebt, wusste man fast nichts über ihn, bis er mit Schleppnetzen in der Tiefe gefangen wurde. Es wurde entdeckt, dass er über 140 Jahre alt werden kann und erst mit 20 Jahren geschlechtsreif wird. Entsprechend langsam erholen sich seine Bestände. Da der Granatbarsch leicht zu fangen war, wurden die Märkte in aller Welt bald mit dem billigen Fisch überflutet. Heute wird seine Population auf 10 Prozent dessen geschätzt, was sie einst gewesen war, wenn nicht noch tiefer.

Am häufigsten gefischt wurde er vor Neuseeland, wo er laut Pessimisten mit Sicherheit aussterben wird, Quoten hin oder her. Dadurch, dass Millionen Tonnen davon gefangen wurden, ist in der Nahrungskette eine Riesenlücke entstanden, und man weiss nicht, was das für Auswirkungen gehabt hat auf Tiere, die sich von ihm ernährten. Kaum jemand ausser Meereswissenschaftlern interessiert sich dafür, was dort unten in der kalten Dunkelheit passiert.

Aale als Dünger

Durch industrielle Fischerei rund um den Globus wird das Gleichgewicht der Meere langsam, aber stetig zerstört. Manche Wissenschaftler sehen in der weltweiten Vermehrung von Quallen das Symptom einer grundlegenden Störung, verstehen deren Mechanismus aber noch nicht. Indem wir jedes Jahr 100 Millionen Tonnen Wildfische fangen, tun wir dem Meer mit Sicherheit Dinge an, die zu Lande niemals toleriert würden. Nachtaufnahmen von Satelliten zeigen, dass die Küsten und Fischgründe der Welt das ganze Jahr hindurch von Lichtern Zehntausender von Fischerbooten funkeln, die sich verstreut auch auf den offenen Meeren finden. Fabrikschiffe verarbeiten riesige Tonnagen von Wesen, die als menschliche Nahrung ungeeignet sind, wie Krill, der geerntet wird, um Zuchtfische zu ernähren, und Sandaale, die zu Dünger zermanscht und auf Feldern untergepflügt werden. Krill ist das Grundnahrungsmittel von Bartenwalen, von Sandaalen ernähren sich allerlei Seevögel. Die Sandaal-Fischerei in der Nordsee ist mittlerweile geregelt worden, aber erst nach schweren Schäden an der Seevogelpopulation.

Ob die Produktivität der Weltmeere eine Zukunft hat, hängt ganz offensichtlich von besseren Kenntnissen und streng durchgesetzten Bestimmungen ab. Es gibt ein paar ermutigende, wenn auch nur langsam fortschreitende

Anzeichen für internationale Abmachungen darüber, wie die Industrie besser überwacht werden könnte. Doch jeglicher Optimismus verfliegt sehr rasch, wenn man sieht, wie lang bestehende Handelsverträge in anderen industriellen Sektoren zerbrechen wegen politischer Meinungsverschiedenheiten über Zollgebühren und ehemalige Verbündete praktisch über Nacht zu Schurkenstaaten erklärt werden.

Solange Fische weltweit, insbesondere in Japan und China, ungeheuer profitabel gehandelt werden und die Nachfrage nicht abreisst, besteht auch die Versuchung, so viel wie möglich von dem zusammenzuraffen, was noch da ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Kaiser- oder Granatbarsch.

Es wurde entdeckt, dass er über 140 Jahre alt werden kann.

Vom Seehofern in der Politik

Von Christoph Mörgeli

Ein eindrucksvoller Politiker war er nie. Nicht besonders dumm, aber auch nicht besonders schlau. Horst Seehofers schiefes Lächeln sollte Freund und Feind meinen lassen, er habe noch einen Trumpf im Ärmel. Dabei hat der Mann sein Pulver längst verschossen. Sonst würde der gelernte Verwaltungsbeamte nicht solche Sätze absondern: «Ich lasse mich nicht von einer Kanzlerin entlassen, die nur wegen mir Kanzlerin ist.» Gegenfrage: Wäre Seehofer ohne Angela Merkel Innenminister der Bundesrepublik? Sein Satz entlarvt ihn zur Kenntlichkeit. Es geht dem Mann nicht um die Sache. Sondern nur um sich selber.

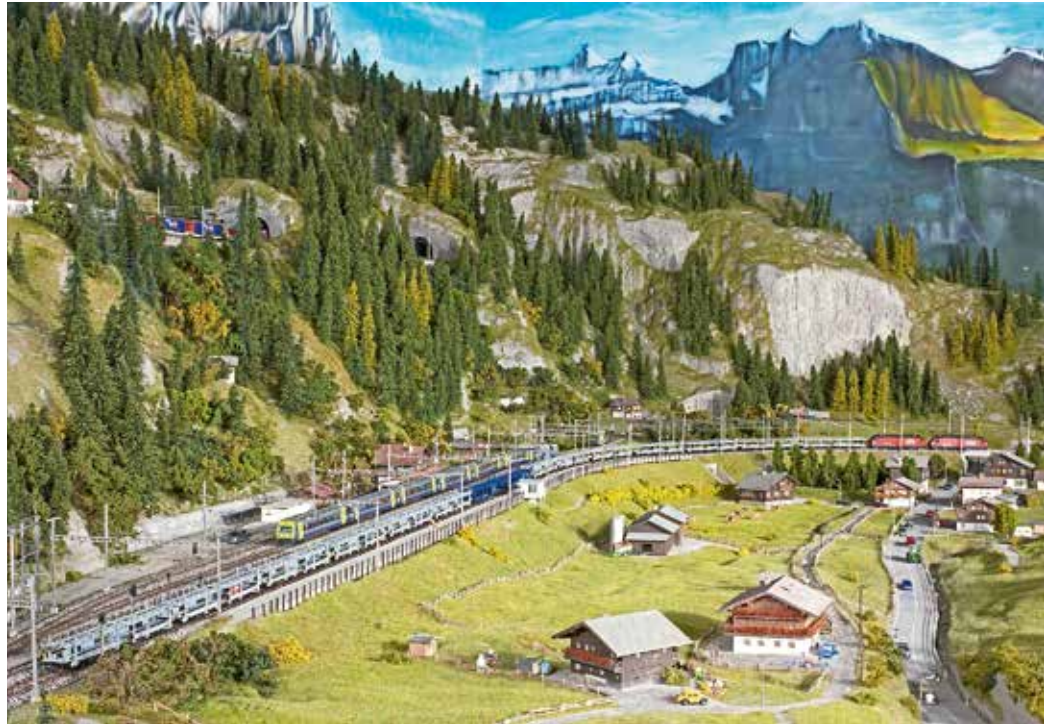
«Ich werde am kommenden Mittwoch 69 Jahre alt und habe viel erreicht.» Wer sich selber lobt, findet am schnellsten seine Spötter. Seine Tugenden öffentlich zu entblößen, ist widerwärtiger als das grösste Laster. Warum macht der Mann sein Alter zum Thema, so dass alle an seine Pensionierung denken? Warum muss er das Erreichte betonen, wenn sich alle nur für das Unerreichte interessieren? Politiker sind Menschen. Und Menschen machen immer wieder denselben Fehler. Sie wollen vor sich selber und erst recht vor den andern gut dastehen. Sie ertragen es nicht, wenn ein Dreckspritzer ihre weisse Weste beschmutzt. Darum hat Seehofer seinen Rücktritt erwogen und angeboten. Um einem Rauswurf durch Kanzlerin Merkel zuvorzukommen. Er glaubte, ein freiwilliger Rücktritt mache ihn stark. Dabei hätte ein Rauswurf ihn und seine Sache gestärkt. Und gleichzeitig Merkel geschwächt.

Seehofer hätte so seinen persönlichen Vorteil dem Anliegen einer verantwortbaren Migrationspolitik geopfert. Deutschland hätte gemerkt, dass es ernst gilt und dass es um etwas geht. Doch so unterscheiden sich Persönlichkeiten vom Personal. Christoph Blocher hat sich für seine europapolitische Überzeugung aus dem Verwaltungsrat der Schweizerischen Bankgesellschaft werfen lassen. Und sich später lieber aus dem Bundesrat abwählen lassen, statt seine Prinzipien preiszugeben. Das hat ihm persönlich und der von ihm vertretenen Sache Auftrieb gegeben. Ganz anders Horst Seehofer, dessen Körperlänge sich umgekehrt proportional zu seinem Format verhält. Er klammert sich an sein Ministerpöstchen. Und nährt damit das verbreitete Fehlurteil, die Politik verderben Charakter. Falsch. Politiker mit Seehofers Charakter verderben die Politik.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Die Schweiz ist keine Modelleisenbahn

Von Peter Bodenmann — In Singapur sind Kaugummis verboten. Im Berner Oberland lässt die Armee 3500 Tonnen scharfe Munition herumliegen.



Der Tatort als Modell der Schweiz: Vor und im Berg lauert seit 70 Jahren die tödliche Gefahr.

Im Kampf gegen Littering kennt Singapur keine Gnade: Wer nichtmedizinische Kaugummis verkauft, erhält eine Busse von bis zu 100 000 Franken.

Im Zweiten Weltkrieg bombardierten die Alliierten deutsche Städte wie Köln. Vorab die Engländer wollten so das Rückgrat der Nazis brechen. Nicht alle Bomben explodierten wunschgemäss. Wenn Bauarbeiter heute auf eine 500-Kilo-Bombe stossen, werden ganze Quartiere geräumt. Samt Altenheimen und Spitälern. Die Polizei kontrolliert Haus für Haus, ob sich jemand unter der Matratze versteckt.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges hatte die Schweizer Armee – eine taktische Meisterleistung – allein in Blausee-Mitholz 7500 Tonnen Munition gelagert. 1947 flog dieses Munitionsdepot in die Luft. Neun Menschen verloren ihr Leben. Die Seismografen der ETH Zürich registrierten ein Erdbeben.

Unsere Armee baute kompensatorisch neue Stollen und Kavernen. Im Innern des Berges wurde die zentrale Armeepotheke samt eigenen Produktionsanlagen und Truppenunterkünften eingerichtet.

Die verärgerten Kandergrunder Gemeinderäte durften während Jahrzehnten nie einen Blick in diese Anlage werfen. Dies im Gegensatz zu den *Tschinggen*, wie man die am Stollenbau beteiligten italienischen Bauarbeiter verächtlich nannte. Die würden alles wissen. Genau

wie ich, der recht lausige Soldat Bodenmann, der zwanzig Tage und Nächte seines Soldatenlebens in diesen jetzt geräumten Stollen verbringen durfte und musste. Und lieber in der Beiz mit den Einheimischen diskutierte.

Siebzig Jahre lang verschwieg die «beste Armee der Welt», dass 1947 nicht einmal die Hälfte der Munition explodiert war. Ein feindlicher Bombenangriff würde auch heute genügen, um die ganze Armee-Apotheken-Herrlichkeit in die Luft zu jagen.

Die Sache kam nur ans Licht, weil der Bund eines seiner todsicheren Rechencenter im gleichen Berg unterbringen wollte. Computer sind für die Armee wichtiger als Menschen. Typisch «beste Armee der Welt»: Jede Woche saust Ueli Maurer von Kandersteg kommend mit dem Velo mitten durch das gefährdete Gebiet.

3500 Tonnen Munition entsprechen 7000 schweren Kölner Luftbomben. Doppelt so viel Munition hat die Armee im Thuner-, Briener- und Vierwaldstättersee versenkt. Wenn hier Terroristen etwas bewegen wollen, zerstören Armee-Tsunamis Thun, Interlaken und Luzern.

Die Armee kann und muss ihren Dreck fachgerecht entsorgen. Das wird Milliarden kosten, wie das Beispiel der Chemiedeponie in Bonfol belegt. Für einmal gut, dass die Armee zu viel Geld hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Zurück zur Normalität

Von Kurt W. Zimmermann — Wie Roger de Weck die Schweiz in den Krieg stürzte und sein Nachfolger sie nun befriedet.

Das Roger de Weck ein sturer Bock ist, wissen alle. Er blieb es bis zu seinem Rücktritt im letzten Herbst.

Drei Monate vor de Wecks Abgang gab es im Restaurant «Sonnenberg» oberhalb Zürichs ein Nachtessen unter Geschäftsfreunden. Am Tisch sassen Swisscom-Chef Urs Schaeppi, Ringier-CEO Marc Walder und SRG-Generaldirektor Roger de Weck. Die drei hatten im Jahr 2015 den gemeinsamen Werbevermarkter Admeira gegründet und damit in der Schweizer Verlagslandschaft einen Flächenbrand ausgelöst.

Vor allem die SRG geriet wegen Admeira unter heftigen Beschuss der Zeitungsverleger. Es sei inakzeptabel, argumentierten sie, dass ein öffentliches Unternehmen sich mit einem Privatunternehmen verbünde und mit Steuergeldern den freien Markt verzerre.

De Weck blieb stur, der Streit eskalierte zum Krieg, man beschimpfte sich als «Verräter», Ringier trat wutentbrannt aus dem Verlegerverband aus, die anderen Verlagshäuser zogen wutentbrannt vor Gericht.

Ob es nicht klüger sei, sein angefeindetes Admeira-Engagement zu beenden, fragten Schaeppi und Walder beim Nachtessen ihren Partner de Weck. Sie fragten, weil die Anti-SRG-Abstimmung zu «No Billag» bevorstand und gute Umfragewerte hatte. *No way*, sagte de Weck, das ziehe die SRG durch.

Letzte Woche stieg de Wecks Nachfolger Gilles Marchand aus Admeira aus. Er verkaufte seine 33 Prozent der Aktien an die verbleibenden Partner Swisscom und Ringier. Der Verkaufspreis lag bei rund zwölf Millionen Franken – darum so wenig, weil Admeira nicht gewinnorientiert arbeitet, sondern die Erlöse jeweils direkt an die Partner fliessen. Die SRG machte im letzten Jahr via Admeira einen Umsatz von 215 Millionen Franken, Ringier einen solchen von 135 Millionen und die Swisscom von 25 Millionen.

Der neue SRG-Obmann Marchand setzte auf Friedfertigkeit und Entspannung. Seit letzter Woche hat man sich nun in der Medienbranche wieder lieb. Die Verleger stossen sich nur noch etwas daran, dass die SRG, obwohl nicht mehr Partner, ihre TV-Werbung weiterhin von Admeira akquirieren lässt. Nur, das kann man der SRG nicht verbieten, wie man ihr auch nicht verbieten kann, dass sie Filmproduktionen an externe Firmen delegiert.

Interessant wird nun, ob bei Admeira wieder ein neuer Partner einsteigt. Denn Admeira hat eine einzigartige Stärke: Sie hat detaillierte



Flächenbrand: Ex-SRG-Chef de Weck.

Informationen über Millionen von Schweizern, nämlich über alle TV- und Internet-Abonnenten der Swisscom. Sie weiss genau, welche Sendungen ein Zuschauer schaut, und sie weiss genau, welche Seiten er im Internet nutzt. Damit kann individuelle Zielgruppenwerbung betrieben werden. Nur wer Autosendungen schaut und Autoseiten nutzt, bekommt dann auch Autowerbung. Das ist vergleichbar mit Google und Facebook, die ebenfalls über Intimkenntnisse ihrer Kunden verfügen.

Wer kommt als Nächstes?

Als neuer Partner käme etwa Tamedia in Frage. Das aber ist wenig wahrscheinlich. Tamedia verfügt mit Tamedia-Advertising bereits über eine ähnliche Organisation und vermarktet über ihre Tochter Goldbach Group zudem die grossen SRG-Konkurrenten RTL, Sat 1 und Pro 7.

Ein besserer Kandidat wäre der neue Medienkonzern CH-Media, der aus der Fusion der NZZ-Regionalmedien und der AZ Medien entstanden ist und 450 Millionen Franken Umsatz macht. Neben drei grossen Tageszeitungen betreibt man mehr als ein Dutzend Radio- und TV-Sender wie Tele Züri, Tele Ostschweiz, Radio 24 und Radio Pilatus.

Wenn ein Zeitungsverlag beim ehemaligen Todfeind Admeira einsteigt, dann wäre die Schweizer Medienlandschaft endgültig befriedet.

Wie eine Soap

Von Henryk M. Broder — Nichts ist unmöglich.

In jeder intakten Demokratie gibt es eine klare Arbeitsteilung zwischen der Regierung und der Opposition. Die Regierung regiert, die Opposition sitzt der Regierung im Nacken.



Nur in Deutschland ist es anders. Dank der grossen Koalition kann die Regierung praktisch machen, was sie will. Zuletzt haben die Union und die SPD eine Erhöhung des Kindergeldes um zehn Euro pro Kind und Monat beschlossen. In der Summe macht das einige Milliarden aus, es wäre aber vermessen, zu behaupten, die Massnahme wäre dazu angetan, Familien finanziell zu entlasten. Es sei denn, es handelt sich um zugewanderte kinderreiche Familien, die ihren Lebensunterhalt vor allem aus Sozialleistungen bestreiten.

Die Opposition besteht aus vier Parteien, von denen drei sich bereithalten, in die Regierung einzutreten. Die FDP würde gerne mit der CDU koalieren, aber nicht unter dem Regime von Angela Merkel, die Linken mit der SPD und die Grünen mit jedem und jeder. Nur die AfD, deren Abgeordnete wie Aussätzige behandelt werden, nimmt den Begriff Opposition wörtlich. Sie ist gegen alles, schafft es aber nicht, sich durchzusetzen.

Aber keine dieser vier Parteien kann es an Kampfgeist mit der bayerischen Schwesterpartei der CDU, der Christlich-Sozialen Union, aufnehmen. Allerdings sitzt die CSU nicht in der Opposition, sondern in der Regierung, sie treibt die CDU vor sich her, stellt ihr Ultimaten, droht mehr oder weniger deutlich mit einem Ende der Fraktionsgemeinschaft, derweil die Sozialdemokraten die CDU und die CSU anflehen, ihre Meinungsverschiedenheiten beizulegen. Sigmar Gabriel, von Ende 2009 bis Anfang 2017 Vorsitzender der SPD, hatte noch als Vizekanzler im September letzten Jahres erklärt, der SPD gehe es darum, die Regierung Merkel «rückstandsfrei zu entsorgen». Inzwischen hat er es sich anders überlegt. «Merkels Sturz würde ganz Europa ins Wanken bringen.»

Noch nie war deutsche Politik so unberechenbar, aber auch dermassen kurzweilig und unterhaltsam. Wie eine Soap unter dem Titel «Nichts ist unmöglich!». Es kann sein, dass der wankelmütige Innenminister die Kanzlerin so lange nervt, bis sie ihn feuert. Es kann sein, dass sie abstürzt. *Tertium datur*: Es kann sein, dass sich beide wieder vertragen. Dann geht die endlose Geschichte weiter.

Abstieg des Schweizer Finanzplatzes

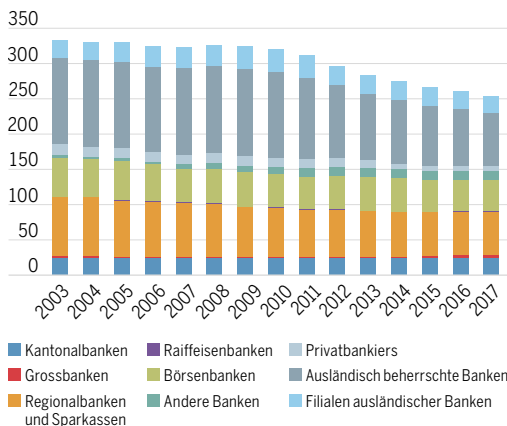
Der Schweizer Finanzsektor ist im weltweiten Wettbewerb aus der Spitzengruppe zurückgefallen. Ausländische Privatkunden sind massenhaft abgewandert, aber gerade auf diesem Markt ruhen die Hoffnungen der Banker. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*



Der Schweizer Finanzplatz ist heute nicht viel weiter als 2005: Paradeplatz in Zürich.

Ausscheidungsrennen auf dem Finanzplatz Schweiz

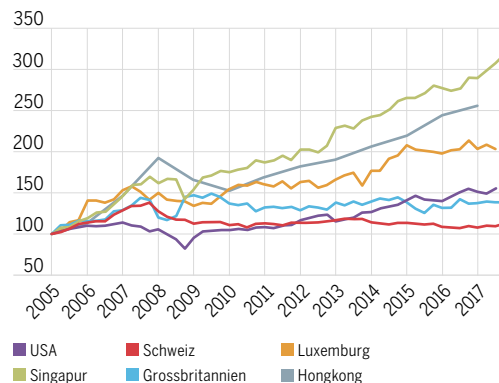
Anzahl Banken in der Schweiz, Gliederung nach Bankengruppen



QUELLE: SNB

Lahmer als die Konkurrenten

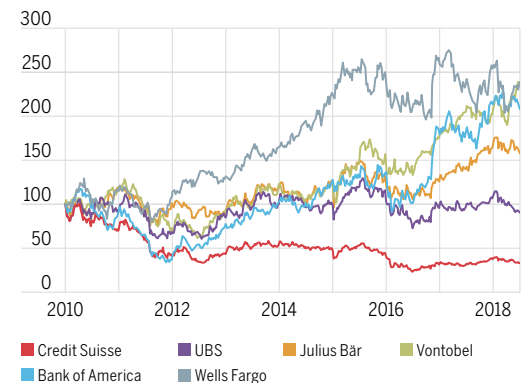
Entwicklung der nominalen Bruttowertschöpfung tonangebender Finanzplätze, indiziert (1. Quartal 2005 = 100)



QUELLEN: CREDIT SUISSE, BFS, SECO

Wertvernichtung bei Schweizer Grossbanken

Entwicklung der Börsenkurse im Vergleich, indiziert (1. 1. 2010 = 100 Prozent)



QUELLEN: SIX, WALLSTREET ONLINE

Massive Einbussen – trotz gewachsener Weltwirtschaft und Höhenflügen an den Börsen.

Ein seltsamer Kontrast: Kürzlich veröffentlichte die Grossbank Credit Suisse eine Broschüre mit dem Titel «Von der Krise zum Wachstum» – und fast gleichzeitig fiel der Finanzplatz Zürich in der Rangliste des Global Financial Centres Index vom 9. auf den 16. Platz zurück. In der halbjährlich aufdatierten Erhebung erscheinen mit London, New York und Hongkong die gleichen Finanzzentren auf den ersten drei Plätzen wie in der vorangegangenen Ausgabe, auch auf den Rängen 4 bis 7 (Singapur, Tokio, Schanghai, Toronto) hat sich nichts geändert. Auf Platz 8 sodann folgt San Francisco; dieses Finanzzentrum hat einen ähnlich grossen Sprung nach vorne gemacht (von Rang 17) wie die Schweiz nach hinten. Boston und Chicago machten ebenfalls etwa zehn Ränge gut und liegen nun vor Zürich. Pikant ist, dass Zürich auf jenen 16. Platz zurückgefallen ist, den vorher Genf innehatte; Genf findet man jetzt auf Rang 26.

Amerikas Banken sind im Aufschwung, Schweizer Banken verlieren an Boden – so lautet die Zusammenfassung der Rangliste aus hiesiger Sicht. Genauso lautet auch das Urteil der Märkte, wenn man die Börsenkurse anschaut: In der Grafik 3 zeigen Credit Suisse und UBS die schwächste Wertentwicklung im Zeitraum seit 2010. Besser entwickelten sich die klarer spezialisierten Schweizer Banken Vontobel und Julius Bär sowie die amerikanischen Grossbanken Bank of America und Wells Fargo. Für Zürcher gibt es insofern etwas Trost, als ihr Finanzplatz immer noch den besten Rang in Kontinentaleuropa belegt, dies vor Frankfurt (Rang 20), das neun Plätze verloren hat.

Pessimisten behielten recht

Zudem hat sich die Lage in der Schweiz nicht absolut verschlechtert. Die 103 Kennzahlen, die zur Erstellung der Rangliste herangezogen werden, sehen etwas besser aus als vor einem halben Jahr, aber etliche Konkurrenten sind eben davongezogen. Klar, so starke Bewegungen innerhalb eines Semesters lassen den Schluss zu, dass es irgendwann wieder deutliche Verschiebungen in der umgekehrten Richtung geben kann. Branchenbeobachter weisen darauf hin, dass das Erregen von Aufmerksamkeit zentral ist für Rating-Institute und dass das am ehesten erreichbar ist, wenn sich die Listenplätze immer wieder deutlich verändern, was für Spannung sorgt.

Dennoch – im Grunde passt der jüngste Rangverlust der Schweizer Finanzbranche ins Bild der langfristigen Entwicklung. Ein Anzeichen für die Schwächung der Marktstellung ist etwa die jahrelange Ausdünnung der Bankenpopulation im Land. In den vergangenen zehn Jahren ist die Zahl der Banken von rund 330 auf gut 250 Institute zurückgegangen. In Grafik 1 kommt zum Ausdruck, dass diese Schrumpfung vor allem kleinere und mittlere Unternehmen getroffen hat. Zum Teil sind kleinere in grösseren Banken aufgegangen, was

im Prinzip zur Stärkung der Branche beitrug, aber die Schliessung von Instituten hing oft auch damit zusammen, dass sie keine gesunde Geschäftsgrundlage mehr hatten. Für Martin Janssen, emeritierter Finanzprofessor der Universität Zürich und Inhaber des Beratungs- und Softwareunternehmens Ecofin, sind besonders die Veränderungen in der Zusammensetzung der Branche bedenklich.

Vor allem private Banken seien von der Bildfläche verschwunden, mit dem Ergebnis, dass ein zunehmend grösserer Teil des Finanzplatzes über die Eigentümer- und Aufsichtsrolle staatlich dirigiert werde. Bei den Grossbanken habe heute faktisch die Finanzmarktaufsicht Finma das Zepter in der Hand, so Janssen. Zudem gebe es Dutzende de facto staatlich kontrollierter Banken wie Postfinance, die Kantonalbanken und kleine Regionalbanken. «Im Vergleich mit dem Zustand im Jahr 2007 gibt es heute nur noch wenige echt private Banken», sagt Janssen. Diese neue Struktur des Bankenplatzes in Verbindung mit der «ausufernden Regulation und Kontrolle durch Politik und Finma» mache die Schweizer Finanzindustrie weniger beweglich. Janssens Befürchtung ist, dass sie im weltweiten Wettbewerb weiter ins Hintertreffen gerät, denn positive Impulse für neues Wachstum sieht er kaum.

Tatsächlich macht der Schweizer Finanzsektor keinen vitalen Eindruck, wenn man die Entwicklung der vergangenen zehn Jahre im internationalen Vergleich anschaut. Grafik 2 zeigt schonungslos, wie träge sich die Geschäfte seit 2005 entwickelt haben. Erstens ist die Branche von der Wertschöpfung und Beschäftigung her im Inland hinter der Gesamtwirtschaft zurückgeblieben, und zweitens sind alle anderen ausländischen Konkurrenzstandorte in dieser Zeit punkto Geschäftsvolumen zügig bis rasant gewachsen. Asien erlebt einen enormen Boom, die USA eine gemässigte Hausse, nur die Schweiz ist heute nicht viel weiter als 2005. Das betrifft nicht nur die Wertschöpfung, sondern auch die Arbeitsplätze.

Wer vor Jahren davor gewarnt hatte, die Preisgabe des Bankkundengeheimnisses würde massive Stellenverluste nach sich ziehen (so etwa Thomas Matter, Unternehmer und Eigentümer der Matter Group und der Helvetischen Bank) wurde damals als Schwarzseher gebrandmarkt. In der Branche könnten bis zu 50 000 Stellen verlorengehen, schätzte Matter seinerzeit. Der ehemalige UBS-Präsident Peter Kurer sprach von 40 000 Stellen. Das war 2012. Der damalige Präsident der Bankiervereinigung, Patrick Odier, widersprach: «Ich teile die Höhe der Schätzung meist ehemaliger Banker nicht.»

Aus heutiger Sicht behalten die Pessimisten recht. Gerade vergangene Woche publizierte die Schweizerische Nationalbank (SNB) die neuesten Zahlen zur Beschäftigung im Finanzsektor. Hatten die Schweizer Banken in der Spitze kurz vor der Finanzkrise insgesamt rund

136 000 Mitarbeiter beschäftigt, waren es im Jahr 2017 noch 110 000. Ein Teil dieser Schrumpfung geht darauf zurück, dass vor allem die Grossbanken viele Stellen aus der eigentlichen Bank in Tochtergesellschaften oder an externe Dienstleister ausgelagert haben.

Die prekäre Situation des Finanzplatzes schlägt sich auch bei der öffentlichen Hand nieder. Laut Statistik der Nationalbank zahlten alle Banken zusammen im Jahr 2006 noch 5,5 Milliarden Franken an Steuern an den Staat. Im Jahr 2017 waren es nur noch 2,2 Milliarden, also deutlich weniger als die Hälfte. Je stärker ein Finanzzentrum auf die grenzüberschreitende Vermögensverwaltung im Private Banking ausgerichtet gewesen ist, desto ausgeprägter zeigt sich die Entwicklung. Die *Weltwoche* hat bei den Steuerämtern von Zürich, Genf und Lugano erfragt, wie sich die Erträge von den Banken seit der Finanzkrise

Die prekäre Situation des Finanzplatzes schlägt sich auch bei den Steuerämtern nieder.

entwickelt haben. Die Stadt Lugano verzeichnet einen extremen Rückgang von 54 Millionen Franken im Jahr 2005 auf zuletzt noch 12,8 Millionen Franken. Diese Zahlen hängen direkt zusammen mit der stark geschwundenen Ertragskraft der Banken.

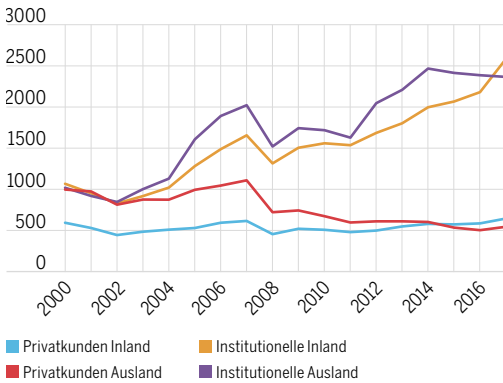
Den allerschwersten Schlag musste das Schweizer Finanzwesen im Private Banking einstecken, sozusagen in der Paradedisziplin, die früher viele Jahrzehnte wie eine Granitsäule die Geschäfte gestützt hatte. Stellen Sie sich vor, Ihr Haushalt erzielt ein Einkommen von 104 000 Franken. Kurze Zeit später sind es noch 51 000 Franken. Eine solch radikale Schrumpfung – minus 51 Prozent – hat jener Teil der Schweizer Finanzindustrie durchlitten, der zu Recht als Geldmaschine des Schweizer Bankenplatzes galt: die grenzüberschreitende Vermögensverwaltung. Die Bankenstatistik der SNB misst in unerbittlicher Exaktheit die «Wertschriftenbestände in Kundendepots nach Domizil und Wirtschaftssektor». Die Zahlen zeigen, dass im Dezember 2007 insgesamt 1042 Milliarden Franken in den Depots ausländischer Privatkunden bei Schweizer Banken lagerten. Im Dezember 2017 waren es noch 513 Milliarden Franken (Grafik 4).

Amerika und Asien im Vorteil

Innerhalb eines Jahrzehnts hat sich das Substrat, aus dem die Schweizer Banken traditionell ihre höchsten Erträge generiert haben, etwa halbiert – dies trotz gewachsener Weltwirtschaft und Höhenflügen an den Börsen. Janssen bezeichnet die Entwicklung als dramatisch – jedenfalls für den Finanzplatz Schweiz. Weniger stark betroffen seien die international tätigen Banken, die ihre ausländi-

Abwanderung der lukrativen Kunden

Wertschriftenbestände in den Kundendepots der Schweizer Banken, in Milliarden Franken



QUELLEN: SNB, EY

Erreichte die Schweiz 2006 nahezu 50 Prozent Marktanteil, so ist es ein Jahrzehnt später nur noch die Hälfte davon.

schen Kunden im Ausland buchen. «In einer nächsten Krise halte ich eine weitere Halbierung für durchaus wahrscheinlich», sagt er.

Während der Umfang des verwalteten Vermögens im Private Banking sank, frass der Wettbewerb die Margen weg. Konnten die Privatbanken ihren Kunden 2010 durchschnittlich noch 1,08 Prozent der Anlagesumme als Gebühren in Rechnung stellen, waren es Ende 2016 nur noch 0,89 Prozent – Tendenz sinkend. Dies geht aus einer Analyse des Beratungsunternehmens KPMG über den Schweizer Privatbanken-Sektor hervor. Und das Geschäft mit institutionellen Kunden, in dem die Schweizer Banken das verwaltete Vermögen etwa verdoppeln konnten, ist vergleichsweise brotlos. Hier sind die Betriebsmargen durchschnittlich zwischen 0,2 und 0,3 Prozent.

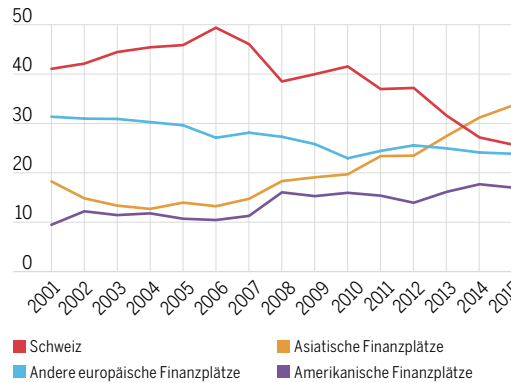
Es gibt weitere Indizien für den Terrainverlust der Schweiz: Im vergangenen Dezember hat eine Gruppe von Ökonomen rund um den Berkeley-Professor Gabriel Zucman erstmals so etwas wie einen Marktanteil für die relevanten Finanzplätze in der grenzüberschreitenden Vermögensverwaltung errechnet. Sie stellt dabei auf Länderstatistiken der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich zu den Kundenguthaben bei den Banken ab. Auch hier ist das Bild eindeutig: Erreichte die Schweiz 2006 nahezu 50 Prozent Marktanteil, so ist es ein Jahrzehnt später noch die Hälfte davon, wie in der Grafik 5 dargestellt. Im Aufschwung sind vor allem die asiatischen Zentren Hongkong und Singapur, aber auch die USA mit ihren für Anleger oft günstigen Regulierungen.

Solide Struktur, wenig Erträge

Gibt es doch Lichtblicke für die Schweiz? Immerhin steht die Broschüre der Credit Suisse unter dem Titel «Von der Krise zum Wachstum». Die CS-Ökonomen rechnen für die internationale Vermögensverwaltung in der Schweiz mit Jahreswachstumsraten von 3 bis 4 Prozent. Die Impulse werden vor allem von institutionel-

Neue Geografie der Vermögensverwaltung

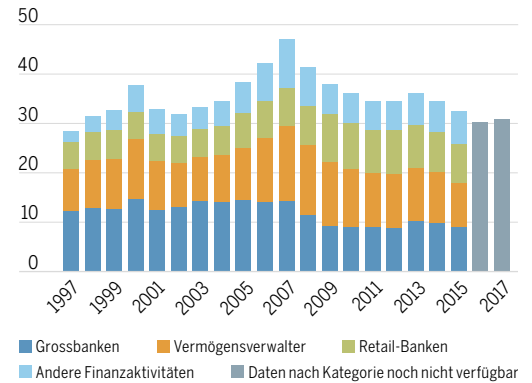
Anteile der verschiedenen Finanzplätze am weltweiten Vermögensverwaltungsgeschäft, in Prozent



QUELLEN: ALSTADTSÆTER, JOHANNESSEN, ZUCMAN (2017)

Erosion auf breiter Front

Nominale Bruttowertschöpfung der verschiedenen Typen von Bankgeschäften, in Milliarden Franken pro Jahr



QUELLEN: CREDIT SUISSE, BFS, SECO

len Kunden erwartet, was die Nebenwirkung hat, dass die die Margen geringer ausfallen.

Olaf Toepfer, Partner und Leiter Banking and Capital Markets Schweiz beim Beratungs- und Wirtschaftsprüfungsunternehmen, EY ist der Ansicht, die Schweizer Banken hätten mittlerweile eine solide Struktur erreicht, auch wenn die Erträge aus den Kerngeschäften langfristig erheblich gesunken seien. Seit dem Jahr 2000 hätten der Kommissionserfolg um 28 Prozent und der Handelserfolg um 51 Prozent nachgegeben. Einzig der Zinserfolg habe im gleichen Zeitraum stabil gehalten werden können, dies allerdings bei einer annähernden Verdoppelung der Hypothekarkredite (89 Prozent), sagt er.

Grafik 6 veranschaulicht den langjährigen Rückgang der Wertschöpfung im Finanzsektor nach dem Spitzenwert im Jahr 2007. Damals gaben die Schweizer Banken auf dem Finanzplatz eindeutig den Ton an, denn mit

Nach der Redimensionierung macht sich in den Banken offenbar Optimismus breit.

7,3 Prozent Beitrag an das Bruttoinlandprodukt waren sie fast doppelt so gewichtig wie die Versicherer (4,2 Prozent). Heute sind beide Zweige gleich gross (je 4,6 Prozent), auch wenn Berichterstattung und Debatten über Banken in der Öffentlichkeit viel mehr Aufmerksamkeit erhalten als Versicherungsthemen.

Nach der Redimensionierung macht sich in den Banken nun aber offenbar Optimismus breit. Dies war jedenfalls das Ergebnis der jüngsten Branchenumfrage des EY-Bankenbarometers in den Führungsetagen der Institute. Toepfers Ansicht nach ist dieser Optimismus durchaus begründbar: Verbesserte Widerstandsfähigkeit der Banken, erwartete Abnahme der Regulierungswelle und Wirtschaftswachstum ergäben für die nähere Zukunft eine solide Grundlage, und er fügt an: «Tatsächlich

haben Schweizer Bankinstitute nachweislich einen guten Geschäftsverlauf – dies trotz Negativzinsen und gestiegenen Kosten in der Bewältigung regulatorischer Anforderungen.»

Gilt die günstige Einschätzung denn auch für das Private Banking im grenzüberschreitenden Auslandgeschäft? Ja, meint Toepfer: «Die kompetitive Stärke des internationalen Wealth Management für Schweizer Institute ist unverändert hoch.» Die Schweizer Banken seien heute so positioniert, dass sie auch in Zukunft von globaler Unsicherheit profitieren würden, gerade in der Vermögensverwaltung.

Banken warten ab

Er bringt jedoch auch die Verwundbarkeit der Geschäftsmodelle zur Sprache: «Wir sollten nicht vernachlässigen, dass wir uns nun schon seit einigen Jahren in einer ausserordentlichen volkswirtschaftlichen Situation bewegen. Die Risiken für Korrekturen auf den Kapitalmärkten und die Implikationen eines konjunkturellen Zykluswechsels sollten nicht unterschätzt werden.» Strukturwandel, Konjunkturwechsel und Zinswende – dass diese Herausforderungen bevorstünden, sei den meisten bewusst, aber viele Institute neigten zum Abwarten und verfolgten gegenwärtig eine sogenannte Follower-Strategie. Schärfer ausgedrückt: In guten Zeiten tut man zu wenig, um sich auf den Wandel vorzubereiten.

Man kann den Problemen auch ausweichen und ein Ranking suchen, das für die Schweiz besser aussieht. Fündig wird man bei der Schweizerischen Bankiervereinigung, die zum Asset-Management in der Schweiz eine Studie erstellen liess, in der Zürich hinter Singapur, New York und London auf Rang 4 der Vermögensverwaltungszentren für institutionelle Kunden liegt und Genf auf Rang 8 erscheint. Das tönt zunächst verheissungsvoll, aber sogleich muss man sagen: Das Asset Management hat so niedrige Margen, dass einem Finanzplatz damit ertragsmässig wenig geholfen ist. ○

Die andere Sicht!

Die *Weltwoche* möchte Sie mit aussergewöhnlichen Ansichten und Meinungen begeistern, zum Nachdenken anregen und mit einer anderen Sicht Substanzielles zu Ihrer persönlichen Meinungsbildung beitragen.

Die *Weltwoche*: Das ist Qualität, Recherche, Abwechslung, Vielfalt, Provokation und Augenzwinkern. Sie sucht das kluge, andere Argument und nimmt sich die Freiheit heraus, die Dinge auch mal anders zu betrachten.

Entdecken auch Sie die andere Sicht und überzeugen Sie sich selbst davon.



Entdecken Sie die *Weltwoche* und gewinnen Sie eine Traumreise.



«Quer zur Emanzipation»

Die Probleme bei der Integration ausländischer Kinder würden schön geredet, die Krippen überschätzt, sagt Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. Sie ruft die Mütter dazu auf, ihre Männer nicht nur als Junior-Partner anzusehen. Von Katharina Fontana und Raffael Waldner (Bild)

Geht es um das Thema Bildung und Erziehung, ist sie eine der bekanntesten Stimmen im Land. Und eine, die auch unangenehme Tatsachen anspricht und sich nicht hinter dem üblichen Fachjargon versteckt. Wir treffen Margrit Stamm, emeritierte Professorin der Universität Freiburg, in ihrem Büro in der Berner Altstadt. Die zierliche Frau mit dem auffallenden Schlangen-Tattoo auf dem Handrücken hat vor ein paar Jahren ihr eigenes Forschungsinstitut in Bern aufgebaut: Familie, frühkindliche Bildung, Chancengerechtigkeit sind die grossen Themen, die sie beschäftigen und zu denen sie regelmässig publiziert. Ihr Lebensweg hätte auch ganz anders verlaufen können: Margrit Stamm heiratete früh, ihr Mann war als Arzt, Militärpilot und Jäger viel unterwegs, sie kümmerte sich einige Jahre lang um die beiden Kinder und den Haushalt – und war dabei nicht immer nur glücklich. Erst später begann sie, ihre beruflichen Pläne zu realisieren. Für die häufig überzeichneten Probleme der heutigen Frauengeneration hat die Erziehungswissenschaftlerin nur begrenztes Verständnis, dafür immer mehr für die Anliegen der oft geringgeschätzten Väter. Mit diesem Thema befasst sich auch ihr neues Buch, das Anfang August erscheinen wird: «Neue Väter brauchen neue Mütter».

Vor kurzem machte ein Foto einer Zürcher Schulklasse die Runde, in der achtzehn von neunzehn Kindern Ausländer sind. Viele Schweizer Eltern dürften sich für ihren Nachwuchs eine andere Klassenzusammensetzung wünschen. Direkt gefragt: Wie viele Ausländer verträgt es in einer Klasse?

Die Forschung zieht die Grenze mehrheitlich bei einem Ausländeranteil von 50 Prozent. Es gibt aber auch Studien, die bereits 30 Prozent als Maximalgrösse ansehen, damit einheimische, also deutschsprachige Kinder auch noch vom Schulunterricht profitieren können. Nach meiner Erfahrung ist die Ausländerfrage aber nicht unbedingt von Prozenten abhängig. Vielmehr können schon einzelne Schüler Probleme machen, kulturelle Konflikte untereinander austragen und für eine negative Dynamik innerhalb der Klasse sorgen, welche die einheimischen Kinder runterzieht.

In Deutschland ist der Ausländeranteil in den Schulen ein Riesenthema, es wird über



«Im Ausland Geborene machen einfach zu wenig Fortschritte»: Forscherin und Autorin Stamm.

eine Obergrenze pro Klasse diskutiert. Wäre das auch ein Weg für die Schweiz?

Ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Obergrenze in der Praxis funktionieren kann. Klar ist aber, dass die Integration auch für Schweizer Schulen eine enorme Herausforderung darstellt. Gerade jüngst wurden schweizweit Lehrerinnen und Lehrer befragt, womit sie am meisten zu kämpfen hätten. An erster Stelle wurde die Umsetzung des Lehrplans 21 genannt, an zweiter Stelle die Integration. Doch die Probleme werden heute leider nicht klar angesprochen, es wird viel schön geredet.

Die Volksschule wurde immer dafür bewundert, dass sich in ihr die sozialen Klassen durchmischen. Mein Eindruck ist allerdings, dass es immer mehr «Ausländerschulen» und «Schweizerschulen» gibt, da gut ausgebildete Eltern häufig in teurere Quartiere umziehen, sobald die Kinder eingeschult werden.

Diese soziale Entmischung findet statt, das ist eine Tatsache. Dabei ist es nicht immer nur allein der Ausländeranteil, der bildungsorientierte Eltern zu einem Umzug bewegt. Häufig wollen sie dem Kind einfach eine

möglichst ideale Umgebung bieten und es mit Klassenkameraden zusammenbringen, die aus demselben privilegierten Milieu stammen. Die Segregation spielt sich aber auch in die andere Richtung ab: Nicht nur die ambitionierten Eltern ziehen sich in ihre Quartiere zurück, sondern auch die verschiedenen ausländischen Ethnien. In den einen Hochhäusern wohnen die Albaner, in den anderen die Serben und dort die Eritreer. Das führt dann beispielsweise zum sogenannten Sommerloch-Effekt: Verbringen die Kinder mehrere Ferienwochen in «ihrem» Hochhaus mit Leuten einzig aus ihrem Kulturkreis, verlieren sie einen Gutteil der erworbenen Kenntnisse. Die Lehrer müssen mit diesen Kindern im August praktisch wieder von vorne beginnen.

Was soll man tun, damit solche Kinder nicht komplett abgehängt werden?

Ein Patentrezept gibt es nicht. Migrantenfamilien müssen sicher stärker zur Einhaltung der hiesigen Regeln verpflichtet und ihre Kinder besser betreut und gefördert werden. Im Ausland Geborene machen einfach zu wenig Fortschritte, das zeigt auch der neue Bildungsbericht.

Warum setzen sich viele ausländische Familien nicht stärker für das Fortkommen ihrer Kinder ein? Warum muss das zur Staatsaufgabe werden?

Wie es in gewissen Familien zugeht, ist für uns schlicht unvorstellbar. Es gibt Eltern namentlich aus afrikanischen Ländern, die beschäftigen sich nicht mit ihren Kindern, ja reden nicht einmal mit ihnen. Sie lassen sie den ganzen Tag vor dem Fernseher sitzen oder mit dem Handy spielen. Solchen Eltern muss man zuerst einmal zeigen, was in der Schweiz von ihnen erwartet wird. Handkehrum gibt es aber auch viele positive Beispiele von Migrantenkinder, die von ihren Familien stark unterstützt werden, die strebsam und erfolgreich sind – denken Sie an die Asiaten.

Für die erfolgreiche Integration und die Chancengerechtigkeit unter den Kindern brauche es mehr frühkindliche Bildung, ist häufig zu hören. Was halten Sie davon? Ist es wissenschaftlich erwiesen, dass Kindertagesstätten (Kitas) förderlich sind?

In der Forschung ist man sich einig, dass sehr, wirklich sehr benachteiligte Kinder aus eigentlichen Risikofamilien von einer frühen auswärtigen Betreuung profitieren und diese ihnen zu einem guten Lebensweg verhilft. Doch schon bei der Gruppe jener, die in einem häuslichen Umfeld aufwachsen, das nicht speziell förderlich ist, sind die Ergebnisse sehr unterschiedlich. Solche Kinder profitieren zwar ein bisschen von der Kita, machen aber nicht die Fortschritte, die man

von ihnen erwartet. Und sämtliche Untersuchungen zeigen, dass gutsituierte Kinder immer einen Vorsprung haben – und zwar in erster Linie wegen der häuslichen Förderung, nicht wegen des Besuchs einer Krippe.

Dann ist die Forderung nach einem Ausbau der frühkindlichen Bildung, wie sie derzeit im Bundesparlament diskutiert wird, also ohne wissenschaftliche Grundlage?

Nicht ohne, aber die Grundlage ist einseitig. Es ist empirisch in keiner Weise nachgewiesen, dass die Kita für «Startchancengleichheit», für «Bildung für alle» sorgt, wie euphorisch behauptet wird. Durch einen Kita-Besuch kann man keine Nachteile wirklich ausgleichen. Die Familie hat eine viel grössere Wirkung auf das Kind als jede Krippe, selbst wenn diese ihre Arbeit vorzüglich macht.

Die Frage, wie man Familie und Beruf unter einen Hut bringen kann, ist ein Dauerbrenner. Wo sehen Sie die grössten Schwierigkeiten für berufstätige Eltern?

Eine Familie gibt sehr viel zu tun, das ist nicht zu ändern. Selbst wenn ein Kind bis abends fremdbetreut ist, muss die Mutter,

«Migrantenfamilien müssen stärker zur Einhaltung der hiesigen Regeln verpflichtet werden.»

der Vater dann noch kochen, sich um das Kind kümmern, die Post erledigen und so weiter – das ist viel Arbeit, und zwar über Jahre hinweg. Darüber redet man nicht gerne. Sicher, man kann die Kita-Öffnungszeiten verlängern oder noch mehr Krippenplätze subventionieren. Ich fände es allerdings zukunftssträchtiger, wenn wir neue Lebensmodelle suchen würden, die es den Eltern erlaubten, Karriere und Familienphase zeitlich zu trennen. Es sollte doch möglich sein, zwischen dreissig und vierzig Jahren mehr Zeit für die Familie zu haben und mit 45 oder fünfzig, wenn die Belastung zu Hause abnimmt, beruflich noch vorwärtszukommen.

Das entspricht aber nicht dem «Ideal» der Vollzeit arbeitenden Mutter, wie es jüngst auch von der Chefin des Eidgenössischen Gleichstellungsbüros propagiert wurde.

Das Vollzeitmodell darf nur eine Möglichkeit unter anderen sein. Will eine Mutter Vollzeit arbeiten, braucht sie erstens eine unerhörte psychische Stärke – ich selber hätte diese nicht gehabt –, und zweitens müssen die Kinder einigermaßen pflegeleicht sein und dieses Leben mitmachen.

In der Debatte um Kinder und Beruf stehen immer noch die Frauen im Mittelpunkt – trotz jahrzehntelanger Gleichstellungsarbeit. Ist das nicht erstaunlich?

Für Mütter ist die Situation heute tatsächlich schwieriger als für Väter. Sie haben trotz Beruf und Karriere sehr hohe Verpflichtungsgefühle dem Kind gegenüber, und zwar in einem Mass, wie das frühere Frauengenerationen nicht hatten. Die Bedürfnisse des Kindes stehen an erster Stelle, und wenn es mit dem Kind Probleme gibt, suchen die Mütter die Schuld bei sich. Diese Haltung, dieser «Mama-Mythos», der durch Freunde, Erziehungsratgeber und Fachleute angeheizt wird, steht quer zur Emanzipation und zur weiblichen Berufstätigkeit.

Ist diese Fixierung aufs Kind eine Folge des schlechten Gewissens, das viele berufstätige Mütter haben?

Nicht nur. Mütter, die nicht auswärts arbeiten, wollen dem Umfeld ebenfalls beweisen, dass sie es besonders gut machen und ihr Entscheid, zu Hause zu den Kindern zu schauen, richtig ist. Nicht wenige Mütter, die so in ihren Kindern aufgehen, haben es schwer, eine erfüllte Partnerschaft zu leben. Auch für die Kinder ist es nicht gut, wenn sie dauernd im Mittelpunkt stehen und verherrlicht werden.

War das in den 1950er, 1960er Jahren, als die soziale Kontrolle viel grösser war, nicht auch schon so?

Eine Frau musste damals in erster Linie dem Ehemann den Rücken freihalten und ihre Qualitäten als Hausfrau beweisen – beispielsweise einen tollen Parkettboden präsentieren können. Doch ihre Aufgabe war nicht ausschliesslich auf das Kind ausgerichtet, wie das heute der Fall ist. Eine Mutter braucht ein grosses Selbstbewusstsein, um sich diesem Druck zu entziehen.

Wo bleiben heute eigentlich die Väter? Welche Rolle spielen sie in der Familie?

Eine viel grössere und wichtigere, als man ihnen gemeinhin zugesteht. Auch traditionelle Väter tragen sehr viel zur Familie bei, in erster Linie mit ihrem Lohn, aber auch, indem sie sich um die längerfristigen Anschaffungen kümmern, für Steuererklärungen, Versicherungen und so weiter zuständig sind. Der pauschale Vorwurf, Väter seien zu Hause faul, ist nicht gerechtfertigt. Kommt hinzu, dass die Mütter den Vätern oft Grenzen setzen, wenn sie sich zu Hause vollwertig engagieren möchten.

Sie verteidigen das Revier?

Genau, die Mütter behandeln den Mann oft wie einen Junior-Partner und sagen ihm, wie er Haushalt und Kinder besorgen soll. Sie möchten zwar, dass der Mann ihnen irgendwie zur Seite steht, aber er soll ihnen nicht ebenbürtig sein.

Margrit Stamm: Neue Väter brauchen neue Mütter – Warum Familie nur gemeinsam gelingt.
Piper, 304 S., Fr. 32.90



Traum von dem Fünfer und dem Weggli: Holzplantage des Timber Growth Fund Ltd. im Norden Brasiliens.

Schweizer Millionengrab in Brasilien

Kleinaktionäre und institutionelle Anleger wie die Zürcher Kantonalbank verloren bei einem grünen Investment in Brasilien Hunderte Millionen Franken. Nun könnte sich die Staatsanwaltschaft für den Fall interessieren. *Von Philipp Gut*

Es klang alles wunderbar, und die Anlage schien den Fünfer und das Weggli zu bieten: eine schöne Rendite und zugleich ein umweltfreundliches Projekt, das dem grünen Zeitgeist entspricht und das beim Geldverdienen das angenehme Gefühl vermittelt, etwas Gutes zu tun. Der F.I.T. Timber Growth Fund Ltd. wollte auf über 27 000 Hektaren Land eine nachhaltige Forstwirtschaft betreiben. Die glänzenden Prospekte und Berichte sowie das aktive Werben des Managements lockten eine Menge Geld an. Rund 340 Millionen Dollar steckten in dem Fonds. Er war bei Privatanlegern aus der Schweiz ebenso beliebt wie bei institutionellen Anlegern. Mehrere von diesen, darunter die Zürcher Kantonalbank (ZKB) und der Basler Pharmakonzern Roche, investierten zweistellige Millionenbeträge.

Doch viele Anleger haben nie einen Rappen an Dividende erhalten, ja, schlimmer noch: Ihr

Geld ist auf mysteriöse Weise verschwunden. Die involvierten Schweizer Grossanleger haben still und heimlich Dutzende von Millionen Franken abgeschrieben.

Grosse Versprechungen

Schauplatz ist der Bundesstaat Roraima mit der Hauptstadt Boa Vista im Norden von Brasilien, ein bevölkerungsarmes Gebiet mit viel Regenwäldern und Steppen. Der F.I.T. Timber Growth Fund pflanzte dort nach eigenen Angaben von 1999 bis 2008 Akazien (*Acacia mangium*) im grossen Stil. Eine Fotopräsentation auf der Homepage vom April 2012 zeigt farbige Bilder «vom Setzling bis zum Endprodukt»: zarte Pflänzchen, hohe Bäume, Männer mit Motorsägen bei der Arbeit, ein neugieriger Ameisenbär, eine Kreissägenlinie, bearbeitete Bretter und fertige Holzgartenmöbel. Die Homepage des Fonds mit allen diesen schönen

Bildern und Texten ist mittlerweile gelöscht worden.

Der Fonds setzte voll auf die Umweltkarte: Das Projekt erhielt verschiedene Zertifikate, so das FSC-Label für nachhaltige Forstwirtschaft. Weiter liess er es beim American Carbon Registry (ACR) für CO₂-Zertifikate registrieren. «Das Boa-Vista-Kohlenstoff-Projekt ist ein grossartiges Beispiel für die Verbindung zwischen verantwortungsvoller Waldwirtschaft und den Bemühungen zur Bekämpfung des Klimawandels. Mehr noch, durch die Schaffung einer Einkommensquelle für die lokale Bevölkerung stellt dieses Projekt eine klare Win-win-Situation dar», liess sich der Senior-Vizepräsident von SCS Global Services, einer offiziellen Zertifizierungsstelle, im F.-I.-T.-Monatsbericht per 31. August 2012 zitieren.

Die schönen Versprechen und grossen Ankündigungen haben sich allerdings in vielen

Fällen als leere Worte erwiesen. Was ist passiert? Die genauen Umstände sind noch nicht bis ins Detail erforscht. «Seit 2008 ist kein einziger Baum mehr gepflanzt worden», sagt Michael Ribback. Er Sprachrohr einer eigens gegründeten Interessengemeinschaft von Geschädigten, vornehmlich aus der Innerschweiz. Die Verantwortlichen hätten lange von den Schwierigkeiten auf der Plantage abgelenkt und weiter munter Geld akquiriert, als sei alles in bester Ordnung. Dabei sei man in Wirklichkeit auf die Holzernte gar nicht vorbereitet gewesen. Eine sachgerechte Pflege habe es schon seit längerem nicht mehr gegeben, die Plantagen seien verwahrlost, Feuer-schutzschneisen zugewachsen und das nicht rechtzeitig geschlagene Holz werde wertlos. Ribback hat die vorhandenen Unterlagen genau studiert. «Sie lesen sich wie ein Wirtschaftskrimi», sagt er.

«Aktie wertlos aus Konto ausgebucht»

Ein anderer geschädigter Privatinvestor aus der Ostschweiz will seinen Namen nicht in der *Weltwoche* lesen. Die Vorgänge seien komplex und diffus, meint er. Es habe schon länger Gerüchte gegeben, dass das Management Fehler gemacht habe – trotz des offensichtlichen Missmanagements. Dividenden seien bei ihm nie geflossen, so der Informant. Eines Tages habe er eine Meldung der Depotbank mit folgendem Inhalt erhalten: «Wir haben die Timber-Growth-Fund-Aktie wertlos aus Ihrem Konto ausgebucht.»

Betroffen von dem Fall ist auch die Firma Santus AG von Markus Lanz, die im Import und Export von Maschinen und Anlagen tätig ist. Sie sollte eine Maschinenanlage im Wert von rund drei Millionen Franken auf die Plantage liefern, doch bezahlt wurde die Anlage nicht. Um Lanz «ruhigzustellen», wie er sich ausdrückt, habe man ihm einen Vergleich angebo-



«Sehr hohe Gehälter»: Lieferant Lanz.

ten, der seitens F.I.T. aber nie unterschrieben worden sei. Lanz vermutet, dass die Verantwortlichen auf Zeit spielten und die Angelegenheit verjähren lassen wollten. Im Zuge der Auseinandersetzung erhielt Lanz detaillierte Einblicke in die Geschehnisse. «Die Fondsmanager behaupteten, es handle sich um blühende Landschaften», sagt er. Dabei seien die Plantagen seit Jahren am Verganden.

Markus Lanz hat mittlerweile einen Anwalt engagiert. Auch mit ihm hat die *Weltwoche* gesprochen. Die Fondsverwalter hätten sich «sehr hohe Gehälter» auszahlen lassen, sagt er. Das Geschäftsgebahren sei intransparent gewesen. Vieles sei in Aussicht gestellt, aber nicht so abgewickelt worden wie versprochen. Weil die Rechenschaftsberichte immer sehr positiv geklungen hätten, seien die Investoren völlig überrascht worden.

Der Anwalt von Markus Lanz meint, nach seinem Empfinden müsste man den Fall der Staatsanwaltschaft zur Prüfung übergeben. Etliche Vorgänge könne er nicht nachvollziehen, es habe ein «Riesenwirrwarr» geherrscht. Das Geld Hunderter von Anlegern sei zum Fenster hinausgeschmissen worden. Für alle Beteiligten gilt die Unschuldsvermutung.

Pikant ist die Angelegenheit auch deshalb, weil mehrere institutionelle Anleger, darun-

ter Pensionskassen, aus der Schweiz und dem benachbarten Ausland, den Prognosen vertraut und in den Holzfonds investiert haben. Dazu zählen die Zürcher Kantonalbank (ZKB), Roche und die Landesbank Baden-Württemberg. Konfrontiert mit den Recherchen der *Weltwoche*, schreibt die ZKB: «Einige wenige Fonds der Zürcher Kantonalbank hielten geringe Beteiligungen an Timber Growth Fund. Die Bank hat rechtliche Schritte gegen die Firma geprüft, nach einer Kosten-Nutzen-Analyse aber von weiteren Schritten abgesehen und die Position abgeschrieben.» Die ZKB liess den Fall von externen Spezialisten untersuchen, kam dann aber zum Schluss, dass sich eine juristische Auseinandersetzung nicht lohne. Sie hat natürlich kein Interesse daran, die Vorfälle an die grosse Glocke zu hängen. Was «geringe Beteiligungen» sind, ist freilich relativ. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* hat die Zürcher Kantonalbank in Brasilien mindestens 20 Millionen Franken verloren. Ob die Anleger diesen Verlust auch als vernachlässigbar betrachten?

Nonchalante Kommunikation

«Wir kommentieren grundsätzlich keine einzelnen Anlagen», heisst es bei Roche. Auf die Frage, ob das Unternehmen juristisch gegen die Verantwortlichen vorgehe, sagt Roche-Kommunikationschef Nicolas Dunant: «Falls wir gute Gründe haben, verfolgen wir strafrechtlich und/oder klagen auf Schadenersatz oder suchen eine gütliche Einigung.»

Bei den zahllosen geschädigten Privatanlegern herrscht einiger Unmut über die, wie sie finden, Nonchalance, mit der die institutionellen Anleger den Schadensfall diskret begraben. Sie hätten sich über Unterstützung in allfälligen juristischen Auseinandersetzungen gefreut, so der Tenor. ○

FEINS VOM DORF

Unser Dorf zeigt seine Schokoladenseite.

Bäcker-Konditorin Anita Zbinden ist eine von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Ihre handgemachten Udligenswiler Pralinés, Nidletäfel, Amaretti und caramellisierten Schokomandeln sind im Volg Udligenswil (LU) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Udligenswil

Volg. Im Dorf daheim. In Udligenswil zuhause.

Volg
frisch und fründlich

brandinghouse



Unrechtmässige Verhaftung: Starjuristin Del Ponte.

Enorme Kosten: Pharma-Unternehmer Zemp.

Eine schreckliche Staatsanwältin

Carla Del Ponte rühmt sich, ihr Wirken habe jederzeit den Opfern und den Menschenrechten gedient. Darüber kann ihr Justizopfer Hans N. Zemp nur den Kopf schütteln.

Von Christoph Mörgeli

Den 3. April 1987 wird der heute 77-jährige Hans N. Zemp nie mehr vergessen. Nach einer Befragung präsentierte ihm Staatsanwältin Carla Del Ponte das Protokoll eines Schuldeingeständnisses zur Unterschrift. Als Zemp nicht unterzeichnen wollte, liess sie ihn augenblicklich arrestieren. Seine norwegische Frau, die in einem Café wartete, erfuhr erst spät am Abend von der Verhaftung. Volle fünfzehn Monate sass Zemp anschliessend in Untersuchungshaft. Die Bedingungen spotteten jeder Beschreibung. Fast drei Wochen lang steckte Zemp in einer Doppelzelle in einem Kellergeschoss, zusammen mit einem jungen Italiener, vor dessen angeblicher HIV-Infektion er nachdrücklich gewarnt wurde. Es gab weder einen täglichen Ausgang noch eine tägliche Dusche. Um Mitternacht oder noch später wurde an die Häftlinge Rohypnol verteilt. Später liess Del Ponte Hans Zemp in einer schmutzigen Einzelzelle im Gefängnis La Stampa einkerkern – Untersuchungshäftlinge und Verurteilte befanden sich dort auf demselben Korridor. Telefongespräche waren verboten, die Korrespondenz wurde überwacht. Die Strafverfolger verweigerten jede Akteneinsicht, so dass Zemp nicht einmal die Strafanzeige kannte.

Weil der Untersuchungshäftling die ihm vorgeworfene Wirtschaftskriminalität nicht

zugab, drohte ihm Del Ponte, auch seine Frau einzusperren. Sie schrie ihn an, er sei frecher als ein Südtaliener – um ihn dann wochenlang wieder in La Stampa schmoren zu lassen. Am 18. September 1987 wurde Zemp nach fast halbjährigem Martyrium endlich freigelassen. Obwohl Del Ponte lächelnd behauptet hatte, sie freue sich jetzt schon, ihn vor Gericht zu bringen, brachte sie in der Folge nicht einmal eine Anklage zustande. Die geleistete Kaution wurde Zemp zurückerstattet, die Kontrolle über seine Unternehmen musste er sich aber

Sie schrie ihn an, er sei frecher als ein Südtaliener – und liess ihn dann wochenlang wieder schmoren.

über Jahre und unter enormen Kosten zurückerkämpfen. Teilweise dauern die entsprechenden Prozesse bis heute an.

Diese Erfahrungen machen es verständlich, dass der Walchwilser Wahltesiner und Offizier ausgesprochen allergisch reagiert, wenn Carla Del Ponte heute «Im Namen der Opfer» Bücher schreibt und Vorträge hält. Hans Zemp ärgert sich, wenn die frühere Tessiner Staatsanwältin und Ex-Bundesanwältin heute überall als Streiterin für die Menschenrechte auf-

tritt und wenn ihr im nationalen Boulevard kritiklos gehuldigt wird («Sie kämpften mit Ihrer Arbeit immer für Gerechtigkeit»).

Trickreich ausgebootet

Im Mittelpunkt der Affäre um Hans Zemp standen Staatsanwältin Carla Del Ponte und der mit ihr befreundete «Stارانwalt» Paolo Bernasconi. Bernasconi hatte sich gemeinsam mit den drei Berufskollegen Helmut Groner und Erwin Lustenberger aus Zug sowie Leo Gehrler aus St. Gallen eine Methode ausgedacht, um eine erfolgreiche Pharma-Firmengruppe auf Kosten von Miteigentümer Zemp finanziell auszuhöhlen. Bernasconi war es auch, der 1987 für Zemps Mitgesellschafter die entsprechende Strafanzeige formulierte. Als Zemp seine Eigentumsrechte mit Gerichtsurteilen in Zug, Lausanne und Vaduz endlich teilweise zurückerkämpft hatte, musste er erkennen, dass die beiden Zuger Rechtsanwälte mit Hilfe von Bernasconi die Substanz einzelner Gesellschaften der Holding zu Geld gemacht oder an Drittgesellschaften überwiesen hatten. Dies sei auf illegale Weise geschehen, argumentierte Zemp gemeinsam mit den Erben seines früheren Partners.

Die 1975 gegründete PLM-Gruppe erzielte im boomenden Generika-Markt Mitte der achtzi-

ger Jahre bereits 35 Millionen Franken Umsatz und war vor allem in den Ländern Italien, Niederlande, Grossbritannien und Südafrika gut aufgestellt. Nach Auszahlung eines dritten Gesellschafters bestand die PLM zu gleichen Teilen aus dem Dänen Lauritz Toft als stillem Teilhaber und Hans Zemp als Geschäftsführer.

Der dem Alkohol verfallene Lauritz Toft wollte Zemp loswerden, indem er folgendermassen vorging: Der Däne kaufte 10 Prozent der Aktien der PLM-Hauptfirma Lagamex AG, bei welcher PLM die übrigen 90 Prozent hielt. Danach klagten seine Anwälte Groner und Lustenberger gegen Zemp wegen ungetreuer Geschäftsführung und erreichten so, dass 90 Aktienprozente beschlagnahmt wurden und ihr Mandant die Lagamex mit 10 Prozent kontrollierte. Jetzt konnte das Anwaltsduo Groner und Lustenberger in dessen Namen «über das Vermögen der Gruppe ungestört verfügen und [es] in unzähligen zum Selbstschutz geführten Prozessen verschleudern», wie die *Wochezeitung* 1993 urteilte. Die Lagamex war 1990 so gut wie wertlos. Die Geschäfte der Lagamex-Tochterfirma Lagap S.A. übertrugen die zwei Zuger Anwälte auf eine neugegründete Pharmaceuticals Lagap S.A., wobei das Obergericht in Zug den Treuhandvertrag auf verbleibende Restwerte von mehr als elf Millionen Franken als «sittenwidrig» beurteilte.

Unterstützung von Leuenberger

Obwohl Lauritz Toft im März 1991 verstorben war, wollte sein Anwalt Paolo Bernasconi mit seinen Berufskollegen Groner und Lustenberger sowie Leo Gehrer in St. Gallen den Kampf nicht einstellen. Sie stritten nunmehr gewissermassen in eigener Sache im Namen unbekannter Toft-Rechtsnachfolger. Schliesslich musste Bernasconi von der Tessiner Rekurskammer gezwungen werden, mangels Auftraggeber auf sein Mandat zu verzichten. Tofts Erben waren nämlich zur Überzeugung gelangt, dass die kreativen Anwälte nicht nur Zemp, sondern auch sie übervorteilt hatten. Auch ein Gutachten des Freiburger Strafrechtlers Franz Riklin vermutete schwere Wirtschaftsdelikte.

Für die legitimen Interessen Zemps haben sich vor allem zwei SP-Politiker eingesetzt, nämlich Moritz Leuenberger, der ihm Rudolf Schaller in Genf als Anwalt empfahl, sowie Elmar Ledergerber, der 1994 die «dubiose Rolle» von Carla Del Ponte im Nationalrat zum Thema machte. Hans Zemp, der in seinem arbeitsreichen Leben mit seinen Unternehmen substanzuell Mehrwert geschaffen hat und heute noch über fünfzig Angestellte beschäftigt, kämpft vor dem Liechtensteinischen Landgericht noch immer um den ihm zustehenden Besitz.

Seit der unrechtmässigen Verhaftung durch Carla Del Ponte sind inzwischen 31 Jahre verstrichen. Die Menschenrechtsvorkämpferin hat Zemp fast das halbe Menschenleben kaputtgemacht. ○

Energiewende

Geschenk des Himmels

Sonnenenergie ist fast unbegrenzt vorhanden.
Das heisst noch nicht, dass man sie nutzen kann.
Von Silvio Borner

Der Bundesrat hat von Ausserirdischen eine Botschaft erhalten: Die Schweiz sei für die Rettung der Welt vor dem Klimawandel als Musterschülerin auserkoren worden. Zum Dank dafür und weil sie später in der ökologisch vorbildlichen Schweiz heimisch werden möchten, würden sie 5 Prozent der Kosten für die Energiewende, also zehn Milliarden Franken, dem Land zukommen lassen. Aus physikalischen Gründen sei dieser Geldregen aus dem Weltall aber nur in der Form eines Geldregens möglich. Die Ausserirdischen würden also über ein Jahrzehnt verteilt – sage und schreibe 200 Milliarden Fünfräppler auf die Schweiz niedergehen lassen und sich dabei an die zeitliche und örtliche Verteilung der Sonnenstrahlen halten. Der Bundesrat verdankte diese generöse Geste, fragte aber nach, ob es nicht möglich wäre, diesen Betrag planbar und speicherbar auf ein Sammelkonto beim Bund zu leiten. Man könne so das Geldgeschenk viel gezielter nutzen.

Fünferli-Geldregen

Was lernt man daraus? Dass eben Geld einerseits absolut homogen ist, andererseits aber zeitlich und örtlich einen ganz verschiedenen Nutzen und damit Wert aufweist. Wenn ich in der Sahara kurz vor dem Verdursten bin, ist meine Hunderternote wertlos, ausser es kommt eine Karawane vorbei, dann zahle ich für einen Wasserkanister gerne hundert Franken. Und eine Note in der Tasche ist etwas anderes, als wenn in der Sahara hundert Einfränkler in einem Radius von hundert Kilometern herumfliegen.

Die Antwort der Ausserirdischen war aber abschlägig, indem sie erklärten, dieser Fünferli-Geldregen sei für sie die einzige Möglichkeit, aber für die Schweiz ja gratis. Zudem sei die Schweiz ja Weltmeister beim Absaugen von CO₂ aus der Luft und freue sich sicher über den Anreiz, den vielversprechenden technischen Fortschritt beim Münzensuchen in Seen, Wäldern oder Feldern zu beschleunigen.

Woher kommt die Idee für eine derart absurde Kolumne? Ich habe bloss die Studie des Gottlieb-Duttweiler-Instituts (GDI) im Auftrag des Bundesamtes für Energie (BfE) mit dem Titel «Die neue Energiewelt» gelesen und bin auf Seite sechs auf folgende Passage gestossen: «Der Rohstoff Sonne ist faktisch in unbegrenzter Menge vorhanden – sie strahlt in zwei Stunden mehr auf die Erde als die gesamte Menschheit in einem ganzen Jahr verbraucht. Auch in der

Schweiz strahlt von der Sonne 200 Mal mehr Energie ins Land, als dort benötigt wird. Natürlich ist dieser Energieschatz nicht kurzfristig nutzbar; aber er deutet an, wie gross das Potenzial ist, das durch den technischen Fortschritt erschlossen werden kann.»

Weder die Sonne noch die Ausserirdischen schicken uns eine Rechnung für die Strahlen beziehungsweise den Räpplerregen. Aber genauso wie es sich wohl kaum lohnt, die zeitlich und örtlich extrem verstreuten und versteckten Fünferli systematisch einzusammeln, genauso wenig lohnt es sich, in unseren Breitengraden die Sonnenstrahlen flächendeckend zu sammeln, von den Blitzen wollen wir gar nicht reden. Es ist damit zu rechnen, dass organi-



Weder Sonne noch Ausserirdische.

sierte Suchaktionen bei den Fünferli mehr kosten würden, als die eingesammelte Summe wert wäre. Aber trotz dieser Such- und Sammelkosten könnten die Geldstücke immerhin fast kostenlos in Noten- oder Buchgeld umgewandelt und somit für Jahrzehnte gespeichert werden. Das ist beim Solarstrom bestenfalls für den Tag-Nacht-Ausgleich möglich; aber für die Saisonspeicherung schon technisch nicht machbar und wirtschaftlich hoffnungslos. Im Falle der Solarenergie reden wir hier vom EROEI (Energy Returned on Energy Invested), also dem Nettogewinn an Nutzenergie bei der Umwandlung von Sonnenstrahlen in Strom aus der Steckdose.

Die Natur kann dank Fotosynthese mit den Sonnenstrahlen zu Reichtum gelangen, die menschliche Technik erreicht leider wenig. Der technische Fortschritt kann an der maximalen Energiezufuhr pro Quadratmeter rein gar nichts ändern und die Wirkungsgrade für Umwandlung in chemische Speicher nur wenig erhöhen. Ob die Ausserirdischen uns mit ihrem üblen Scherz eine Lektion erteilen wollten?

Wunden des Krieges

Auf dem Balkan waren alle schon einmal Täter und Opfer. Das spürt man noch heute bei Begegnungen in Serbien, Bosnien oder dem Kosovo. Wer in die Schweiz kommt, hat seinen glühenden Nationalismus abzulegen. Es geht um das friedliche Zusammenleben unter dem Schweizerkreuz. *Von Peter Keller*



Die Geschichte vernarbt, wenn überhaupt, nur langsam: albanische Flagge an einer Feier der zehnjährigen Unabhängigkeit des Kosovo.

Da jubelte die Schweiz noch einträchtig. Steven Zuber köpft im Auftaktspiel den Ball zum 1:1 gegen den fünffachen Weltmeister Brasilien. Er sprintet zur linken Eckfahne, hinter ihm Haris Seferovic (seine Vorfahren sind muslimische Bosnier, sogenannte Bosniaken), es folgen Fabian Schär, Manuel Akanji (Mutter aus Oberwinterthur, Vater Nigerianer), Ricardo Rodriguez (die Eltern sind aus Spanien und Chile), zum Schluss klatscht Xherdan Shaqiri, dessen Wurzeln im Kosovo liegen, mit dem Torschützen ab.

Zubers Ehefrau Mirjana bloggt exklusiv aus Russland für die *Schweizer Illustrierte*. Sie ist live im Stadion, trägt das Trikot der Nati. Bis weit nach Mitternacht wird Mirjana noch aufgewühlt wachliegen. «Dass Steven das erste WM-Goal für die Schweiz gemacht hat, macht mich unglaublich stolz.» Am folgenden Tag denkt sie bereits an den nächsten Gegner, Serbien. «Als gebürtige Serbin werde ich beim zweiten Spiel der Schweizer Nati noch aufge-

regter sein.» Wie sehr die Emotionen eskalieren würden, konnte zu diesem Zeitpunkt allerdings keiner ahnen.

Serbische Klöster müssen bewacht werden

Am Spielfeldrand der Schweizer Nati steht gross, eisgrau meliert, im dunklen Anzug Vladimir Petkovic, er hat die Individualisten und internationalen Fussballsöldner zum Kollektiv geformt. Seine Herkunft gibt dem komplizierten Gefüge noch einen zusätzlichen Dreh: Geboren ist der heutige Fussballtrainer als Sohn bosnischer Kroaten in Sarajevo, einem Ort, der unter seiner eigenen Geschichte ächzt. Wer, wie wir im vergangenen Jahr, mit dem Auto durch das gebirgige Hinterland in die Hauptstadt von Bosnien-Herzegowina anreist, bekommt ein Gefühl dafür, wie sehr die Bewohner den serbischen Milizen ausgesetzt waren, die von den umliegenden Höhen herab die Stadt unter Dauerbeschuss nahmen. Mehrere hundert Granaten wurden täglich in die

mehrheitlich von Muslimen bewohnten Quartiere abgefeuert.

Vier Jahre lang hielt die mörderische Belagerung an, nachdem sich die Provinz 1992 von Ex-Jugoslawien hatte loslösen wollen. Noch immer sind an Fassaden die notdürftig verputzten Einschusslöcher zu sehen. Die Geschichte vernarbt, wenn überhaupt, nur langsam. Das gilt für den ganzen Balkan, speziell auch für das Kosovo, das seit 2008 einen eigenen Staat bildet. Vorausgegangen war ein bewaffneter Krieg zwischen albanischen UCK-Milizen und der serbisch-jugoslawischen Armee. Luftangriffe der Nato, auch auf innerserbische Ziele, beendeten den Konflikt gewaltsam. Das öffentliche Bild der Kriege in Ex-Jugoslawien und der Prozesse in Den Haag, zuletzt das Urteil gegen Ratko Mladic, festigten das Bild der bösen Serben.

Doch so einfach ist die Sache nicht. Politisch nicht, historisch nicht, menschlich nicht. Der verstorbene Publizist Peter Scholl-Latour kam zum Schluss, «dass es auf dem Balkan keine



Menschliche Nöte: Messe im orthodoxen Kloster Visoki Decani.



Unter Dauerbeschuss: Brücke in Mostar.

Guten und keine Schlechten gibt, «no good guys and no bad guys», [...] sondern nur Starke und Schwache». Im Bosnienkrieg stellten die serbischen Verbände lange die stärksten Militärkräfte – bis mit den Luftangriffen der Nato das Blatt wendete. Fast identisch verlief die Geschichte im Kosovo. Heute sind die Schwachen von damals die Starken. Es gibt nur noch wenige versprengte serbische Minderheiten im Inneren des Landes. Seit 1999 sorgt eine multinationale Truppe für Sicherheit und Stabilität. Sie be-

freute sich über den Ausgleich, «aber die albanisch-nationalistischen Gesten danach liessen uns alle leer schlucken und die verharmlosenden Reaktionen der Politiker noch mehr». Der Schweizer Fussballverband habe alles bloss heruntergespielt, eine ehrliche Entschuldigung seitens der Funktionäre und der beteiligten Spieler hätte die Geschichte vergessen lassen. Schliesslich sei der fremde Doppeladler auf Schweizer Militäruniformen auch gebüsst worden, und kein Politiker habe die Schweiz-albaner damals in Schutz genommen.

«Doch reines Albaner-Bashing bringt nichts», findet Stojkovic, ihm habe in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* ein versöhnlicher Text gefehlt. «Schweizer, Serben und Albaner müssen in der Schweiz friedlich leben können – und zwar unter dem Schweizerkreuz.» Das Kosovo sei mittlerweile das ethnisch reinste Gebiet von Ex-Jugoslawien, «dort ist ein Zusammenleben praktisch nicht mehr vonnöten». In seiner Umgebung erkenne er inzwischen mehr Gemeinsamkeiten, mehr Nähe, als es sich die meisten Leute bewusst seien. «Im Schweizer Nachtleben verkehren gut zwanzig Jahre nach dem Krieg Kroaten, Bosniaken und Serben an denselben Orten, tanzen und lachen zusammen zur gleichen Musik bis in die Morgenstunden.» Vergleiche man das Karadjordje-Schnitzel mit der nach Skanderbeg benannten Fleischspezialität, dann sei nur der Name verschieden.

Albanischer Wilhelm Tell

Skanderbeg ist so etwas wie der albanische Wilhelm Tell, man findet sein Denkmal in der kosovarischen Hauptstadt Pristina, und nach ihm ist der wichtigste Platz in Tirana benannt. Er kämpfte gegen die osmanischen Invasoren, und Papst Calixtus III. verlieh ihm den Ehrentitel «Fidei defensor», Verteidiger des Glaubens. Seine Mutter war Slawin, er selber heiratete im orthodoxen Kloster Adrenica im heutigen Mittelalbanien. Der albanische Na-

tionalheld würde sich wohl im Grab umdrehen, wenn er sehen müsste, dass seine Landsleute christliche Bauten bedrohten und zerstörten.

Im Balkan fühlen sich viele als Opfer der anderen, Kroaten als Opfer der Serben, Serben als Opfer der Kroaten und Bosniaken als Opfer beider; und die Albaner pochen auf ihre eigene Unterdrückungsgeschichte. Alle haben ihre eigenen Erzählungen. Da sind die Serben der Krajina (slawisch für Grenzgebiete), die im 16. Jahrhundert von Habsburg als Wehrbauern gegen die anstürmenden Osmanen angesiedelt wurden. Umso demütigender empfand man die Vertreibung durch die kroatischen Truppen im Jugoslawienkrieg. Gleiches geschah den Bosniaken durch die Serben im Nordosten Bosnien-Herzegowinas und durch die Kroaten im Süden, die in Mostar die mittelalterliche Brücke sprengten. Während der osmanischen Zeit machten die zum Islam konvertierten Albaner und Slawen gemeinsame Sache mit den neuen Herrschern. Für Milos R., einen linken Oppositionspolitiker, den wir in Belgrad trafen, sind deswegen die muslimischen Slawen bis heute



Signal: Xhaka, Shaqiri.

allesamt Verräter, weil sie wegen persönlicher Vorteile und um der Karriere willen ihren christlichen Glauben hergaben.

Man kann auf dem Balkan beginnen, wo man will, man endet bei Tätern, die Opfer waren, und Opfern, die zu Tätern wurden. Im Gegensatz zur Schweiz ist dieser Nationalismus ethnisch geprägt. Das macht ihn gefährlich. Wenn linke Politiker nun den Doppeladler-Torjubel schönreden, aber gleichzeitig alles herabsetzen, was mit der Schweizer Geschichte zu tun hat, wird es vollends abstrus. «Als Offizier serbischer Abstammung erlebe ich die albanischstämmigen Soldaten in der Schweiz als motiviert, loyal und kämpferisch», sagt Andrija Stojkovic, «genauso wie die Fussballer auf dem Platz.» Umso verheerender ist das Signal, das Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri mit ihrer Geste aussandten, und die Verharmlosung durch die offizielle Schweiz. ○

Im Gegensatz zur Schweiz ist der Nationalismus auf dem Balkan ethnisch geprägt.

wacht unter anderem die letzten verbliebenen orthodoxen Klöster im Kosovo; zuvor wurden über 150 Sakralbauten von albanischen Extremisten zerstört.

Wir besuchen das Kloster Visoki Decani, bewaffnete italienische Kfor-Soldaten kontrollieren die Zufahrt. In der Anlage harren 25 Mönche aus. Uns begleitet ein junger orthodoxer Geistlicher auf dem Rundgang, und er erzählt von albanischen Frauen aus der Umgebung, die hier für Kindersegen beten würden. Zum Glück endet die grosse Politik bei den kleinen menschlichen Nöten.

Ich kaufe Kerzen und bringe sie mit in die Schweiz. Die Mitbringsel sind für Andrija Stojkovic, einen ehemaligen Schüler am Gymnasium St. Fidelis in Stans, wo ich unterrichtet hatte. Was mir damals gar nicht bewusst war: Seine Familie wohnte nur wenige Kilometer von diesem Kloster entfernt, sein Vater ging dort zur Messe, «weil sie viel kürzer war als die in unserer Dorfkirche», wie er mir einmal lachend erklärte. Insgesamt etwa 200 000 Menschen, vorwiegend Serben, mussten ihre Heimat verlassen.

Stojkovic machte die Matura, gewann mit seiner Abschlussarbeit einen Preis von «Schweizer Jugend forscht», schloss vor wenigen Monaten sein Ingenieurstudium ab. Auch er schaute sich das Spiel Schweiz–Serbien an,

Mobilmachung gegen Trump

Dass der amerikanische Präsident umstritten ist, ist bekannt. Neu ist die Heftigkeit, der pure Hass, mit dem seine linken Gegner gegen Donald Trump aufrüsten. Boykottaufrufe, körperliche Gewalt, selbst Morddrohungen werden alltäglich. *Von Amy Holmes und Patrick Oberholzer (Illustration)*



«Nicht mein Präsident!»

Steht Amerika vor einem kalten Bürgerkrieg? Glenn Reynolds, Juraprofessor an der University of Tennessee und hochgebildeter konservativer Denker, glaubt, dass wir die Schwelle längst überschritten haben.

Für Donny Deutsch, TV-Moderator und häufiger Gast beim Fernsehsender MSNBC, ist jeder Amerikaner, der Donald Trump gewählt hat, ein Nazi: «Ihr seid die Schweine. Ihr, nicht Donald Trump, ihr steht an der Grenze, wie die Nazis, und lasst niemanden durch.»

Der linke Dokumentarfilmer Michael Moore vergleicht Trumps Anhänger mit Vergewaltigern: «Wenn man die Frau festhält, während der Vergewaltiger sich an ihr vergeht, ist man dann ein Vergewaltiger? Hören wir auf mit dem Schwachsinn, und fangen wir an, ehrlich zu reden [...] Ja, das ist unangenehm, nicht wahr?»

Politische Differenzen, mit denen uns TV-Nachrichten und soziale Medien permanent bombardieren, die wir bei Hollywood-Preisverleihungen und in Restaurants erleben, werden inzwischen so lautstark und aggressiv ausgetragen, dass von zivilisierten Umgangsformen kaum noch die Rede sein kann. Der Zusammenhalt unserer Gesellschaft steht auf der Kippe.

Im karierten Schlafanzug

Nach der verstärkten Überwachung an der Grenze zu Mexiko hat die Empörung über Trump in den letzten Tagen und Wochen einen neuen Höhepunkt erreicht. Vor zwei Wochen rief die Kongressabgeordnete Maxine Waters bei einer Kundgebung in Los Angeles praktisch zu einem heiligen Krieg gegen ihren Todfeind Donald Trump auf, dessen Amtsenthebung sie wiederholt gefordert hatte. «Wenn ihr in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, an einer Tankstelle jemanden aus Trumps Kabinett seht, geht hin und mobilisiert die Umstehenden. Drängt den Betroffenen hinaus. Und sagt, dass diese Leute nirgendwo mehr willkommen sind.»

Die Demokratin aus Kalifornien, die seit fast dreissig Jahren dem Repräsentantenhaus angehört, weist den Vorwurf, sie habe zu Gewalt aufgerufen, entschieden zurück. Ihr sei es, sagt sie, nur um das verfassungsmässige Recht auf freie Meinungsäusserung gegangen. Entscheidend ist jedoch der Kontext, und Waters' hetzerische Worte waren der Höhepunkt einer Woche eskalierender politischer Konfrontation.

Kurz zuvor war Präsident Trumps Pressesprecherin, Sarah Huckabee Sanders, aus einem Restaurant in Lexington, Virginia, geworfen worden, das sie mit sieben Familienangehörigen aufgesucht hatte, um dort zu Abend zu essen. Die Besitzerin des Lokals fühlte sich bemüsst, Sanders vor die Tür zu setzen. Wie sie zur *Washington Post* sagte: «Ich habe ihr erklärt, dass in unserem Restaurant bestimmte Stan-

dards gelten, denen wir uns verpflichtet fühlen, wie etwa Ehrlichkeit, Empathie und Kooperation. Ich habe ihr gesagt: «Ich möchte Sie bitten, das Lokal zu verlassen.»»

Sanders' Vater, Mike Huckabee, ehemaliger Gouverneur von Arkansas, berichtete jedoch, dass sich die Wirtin nicht darauf beschränkte, ihren Gast hinauszuerwerfen. Sie folgte der Gruppe bis zu einem anderen Restaurant in der Nähe, um dort ihren Protest fortzusetzen. Laut Huckabee kam dann ein Schwager von Sarah Sanders (sie selbst und ihr Mann waren schon nach Hause gefahren) heraus und sagte: «Hören Sie, ich bin kein Freund von Trump. Ich stehe nicht auf seiner Seite [...] Ich bin ein Liberaler. Aber Sie belästigen mich, und Ihrem Anliegen tun Sie damit keinen Gefallen.»

An demselben Freitag waren morgens fast dreissig Personen, darunter Mitglieder der Democratic Socialists of America, vor dem Haus der Heimatschutzministerin Kirstjen Nielsen erschienen, um sie mit Megafonen und Lautsprechern zu «wecken». Angehörige dieser Aktivistengruppe hatten Nielsen in jener Woche bereits in einem mexikanischen Restaurant in Washington schikaniert. In einem Statement rechtfertigten sie ihr Vorgehen: «Wir werden nicht zusehen, wie Ministerin Nielsen seelenruhig speist, während ihre

«... holst das noch schlagende, blutende Herz heraus und hältst es in die Höhe.»

Untergebenen an der Grenze kleine Mädchen von ihren Müttern und weinende Jungs von ihren Vätern trennen [...] Ministerin Nielsen und alle, die diesen brutalen und herzlosen Befehl ausführen und Familien auseinanderreißen, sollten nie wieder in der Öffentlichkeit essen und trinken dürfen.»

Der Juraprofessor Glenn Reynolds beklagt in *USA Today*, dass «für viele Leute Politik eine Art Ersatz für Religion oder Verein geworden ist. Wer sich mit seiner politischen Einstellung identifiziert, wird sich mit politisch Andersdenkenden nicht identifizieren.» Und als düstere Warnung zitiert er einen namenlosen Twitterer: «Am Ende haben wir nur noch protestierende Demonstranten, und wenn wir nicht begreifen, dass das zu politischer Gewalt führen kann, sind wir dumm.»

Vor fünf Jahren offenbarte sich diese «Dummheit» in der weithin verlachten «Pajma Boy»-Anzeige, die Präsident Obama zu Weihnachten auf seinem Twitter-Account postete. Das Foto zeigte einen schwarzhaarigen, nerdig aussehenden Jugendlichen, der in einem rot-schwarz karierten Schlafanzug sass, heisse Schokolade trank und darüber nachdachte, wie man dumpfbackigen konservativen Verwandten die Verheissungen von Obamacare nahebringen könne. Konservative

spotteten über den lahmen Versuch der Regierung, mit dieser verweichlichten, metrosexuellen Symbolfigur die Festtage für politische Zwecke zu instrumentalisieren.

«Mit Pädophilen in einen Käfig sperren»

Doch das ist Vergangenheit. Heute werden die Frontlinien nicht mehr von «Pajama Boys» gezogen, sondern von Widerstandskämpfern, denen nicht bloss prominente Angehörige der Regierung Trump ein Dorn im Auge sind.

«Occupy Wall Street», eine linksradikale Aktivistengruppe, gibt klare Anweisungen, wie mit dem Feind im eigenen Land zu verfahren ist: mittels Mord.

Auf Twitter postete die New Yorker Gruppe eine detaillierte, bebilderte Anleitung, wie man Angehörige der Einwanderungs- und Zollbehörde ICE mit einem Messer tötet: «Pack den ICE-Beamten von hinten und stoss ihm das Messer mit einer Aufwärtsbewegung in die Brust, so dass du das Brustbein zerteilst. Dann greifst du in den Brustkorb, holst das noch schlagende, blutende Herz heraus und hältst es in die Höhe, damit seine Kollegen es sehen können, und erklärst ihnen, dass sie das gleiche Schicksal erwartet, falls sie dein Kind noch einmal anfassen.»

Occupy sagt, dieser provozierende Tweet sei eine «Satire» gewesen. Doch die Grenzbeamten finden das nicht lustig. Occupy-Demonstranten belagern ICE-Dienststellen im ganzen Land. Antifa und Wikileaks haben die Privatadressen von Tausenden Grenz- und Zollbeamten publik gemacht, damit wütende Demonstranten persönlich gegen diese Menschen vorgehen können.

Mein Vater, ein pensionierter Zollinspektor, hat diesen Wahnsinn schon einmal erlebt: «Für mich ist das ein weiterer Ausbruch von Hysterie, eingefädelt von einigen schlaun Politikern, die es nicht nur besser wissen, sondern auch genau wissen, wie die dümmen unter ihren Wählern ticken. In den 1970ern wurde ich von Gegnern des Vietnamkriegs oft als Nazi beschimpft. Wenn linke oder rechte Politiker stillschweigend in Kauf nehmen, dass Staatsbedienstete als hassenswert gelten, nur weil sie verhasste Massnahmen durchsetzen, zeigen sie damit ihre Verachtung für die Leute, die nur umsetzen, was sie selbst in einem demokratischen Prozess angeordnet haben.»

Wie in den 1970ern (und wie auf Kommando) ruft ein Fonda, diesmal Peter, zu gewaltsamen Aktionen auf. Der Sohn von Henry Fonda und Bruder von «Hanoi Jane drohte den Trumps auf Twitter mit Massenprotesten: «Wir sollten Barron Trump aus den Armen seiner Mutter reißen und ihn zusammen mit Pädophilen in einen Käfig sperren.» Und: «90 Millionen auf den Strassen an diesem Wochenende! Diese republikanischen Arschlöcher sind allesamt Komplizen, diesen



Inside Washington

Nette Leute

Haben Trump-Wähler menschliche Regungen? Ein New Yorker Intermezzo.

Sie sass alleine in der Lobby des legendären New Yorker Hotels «Algonquin» – 44. Strasse, zwischen fünfter und sechster Avenue. Die Dame am Nebentisch hatte unser Gespräch mitgehört, deshalb sagte ich ihr: «Zieren Sie sich nicht, kommen Sie rüber zu uns.» Sie suchte eindeutig Gesellschaft.

Sie erzählte, was für einen furchtbaren Tag sie hinter sich hatte: die Entscheidungen des Obersten Gerichts, dann der Rücktritt des Richters Kennedy. «Diese verachtenswerten Trump-Wähler. Kann uns die niemand vom Halse schaffen?» Ich liess sie reden und reden. Nickte verständnisvoll. Sie sagte zu mir: «Immer wenn ich nette Leute treffe, gehe ich davon aus, dass sie liberal denken.»

Das war der Zeitpunkt, an dem ich sie davon unterrichtete, dass ich keine Liberale sei. Sondern superrechts. Ihr Kratzen am Kopf war rekordverdächtig. «Rechts?» «Richtig.» Ich liess sie wissen, dass der Farbige an dem Tisch, an den sie sich gerade gesetzt hatte, Ex-Agent der Anti-Drogen-Behörde DEA war. Heute gehört ihm ein Sicherheitsdienst. Er mag zwar nicht konservativ sein, aber liberal ist er sicher auch nicht.

Und wir gaben ihr ein Beispiel: «Wir wollen Terroristen töten. Die Frage ist nur: Wie? Mit blossen Händen? (Einen Menschen zu erwürgen, erfordert Geschick. Das Opfer kämpft und windet sich.) Mit einer Maschinenpistole ist es wahrscheinlich einfacher. Nicht so intim. Andererseits muss dann jemand das verspritzte Blut und die zerfetzten Körperteile wegwischen. Ich nicht! Ich mag nicht einmal ein rohes Huhn in die Hand nehmen. Kann man Terroristen still und leise töten? Mit Gift? Oder hat man Sex mit ihnen und aktiviert dann, wie in einem Bond-Film, ein tödliches Nervengas?»

Sie war total schockiert. Das war natürlich der Zweck der – satirischen – Übung gewesen. «Immer wenn ich nette Leute treffe, gehe ich davon aus, dass sie liberal denken.» Warum eigentlich? *Amy Holmes*

Republikanern muss noch mehr Wut entgegenzuschlagen!»

Und Fonda wird, genau wie in den 1970ern, von nicht minder empörter Hollywoodprominenz unterstützt. Im letzten Jahr erklärte Johnny Depp (Hauptdarsteller in der Disney-Produktion «Fluch der Karibik» und mutmasslich prügelter Ehemann) auf einem Festival in England, dass er sich ein Attentat auf Präsident Trump wünsche.

«Wann hat ein Schauspieler zum letzten Mal ein Attentat auf einen Präsidenten verübt?», fragte er, was sich natürlich auf die Ermordung von Präsident Abraham Lincoln durch John Wilkes Booth bezog. «Ich möchte klarstellen: Ich bin kein Schauspieler. Ich verdiene mein Geld mit Lügen. Aber es ist schon eine ganze Weile her, und vielleicht wird es langsam Zeit.»

Depp, dem von seiner zweiten Ex-Frau, der Schauspielerin Amber Heard, häusliche Gewalt vorgeworfen wurde, machte seine Bemerkungen nur sieben Tage nachdem ein Anhänger von Bernie Sanders das Feuer auf eine Gruppe republikanischer Kongressabgeordneter eröffnet hatte, die für ein Wohltätigkeits-Baseballspiel trainierten. Der Schütze traf Steve Scalise, Abgeordneter aus Louisiana, der wochenlang im Krankenhaus lag.

Und was sagt Hillary Clinton?

Angesichts der rhetorischen Brandbomben und der sozialistischen Demonstranten erklären viele Amerikaner, dass ihnen das gegenwärtige politische Klima Angst macht. Fast ein Drittel rechnet mit einem unmittelbar bevorstehenden zweiten Bürgerkrieg. Bei einer Umfrage von Rasmussen Reports hielten 31

Obamas Wahlkampfstrategie ist entsetzt über die Aggressivität der Trump-Gegner.

Prozent der Befragten es für wahrscheinlich, dass die Vereinigten Staaten innerhalb der nächsten fünf Jahre einen zweiten Bürgerkrieg erleben würden.

Eine freilich glaubt nicht daran: Hillary Clinton. «Mein Gott, verschont mich mit diesem Quatsch!» Die Verfasserin von «What Happened» interessiert sich nicht für die wachsenden Spannungen, die den Alltag in Amerika prägen. «Gibt es etwas Unzivilisiertes und Brutaleres als das Auseinanderreißen von Familien?», fragte sie im Interview mit dem Londoner *Guardian*. «Wir sollten entschlossen und kraftvoll darauf antworten [...] Die Vorstellung, dass beide Seiten schuldig sind, ist lächerlich.»

Für Clinton, die sich gern mit Winston Churchill vergleicht, der Europa vor dem Aufstieg Adolf Hitlers gewarnt habe, geht die wahre Gefahr für die amerikanische Demokratie vom



Hetzerische Worte: Demokratin Waters.

Weissen Haus aus. «Autoritäre Führer, die Minderheiten isolieren und verteufeln, zeichnen sich durch bestimmte Charaktereigenschaften aus. Das erleben wir heutzutage.»

Clintons Anhänger machen, genau wie ihre zweimal gescheiterte Kandidatin, Donald Trump für ihre wachsende Unzufriedenheit verantwortlich. Sie weisen darauf hin, dass der Anführer der «Erbärmlichen» nicht die Mehrheit der Wählerstimmen auf sich vereinigen konnte, dass er der erste US-Präsident ist, der mit einer Beliebtheitsrate von weniger als 50 Prozent sein Amt antrat, und dass er regelmässig seine Gegner verspottet.

Die Widerstandsbewegung begrüsst den neuen Präsidenten mit landesweiten Massendemonstrationen an seinem ersten Tag im Amt. Auf mitgeführten Transparenten hiess es: «Nicht mein Präsident!» Trumps politische Gegner haben ihre Niederlage von 2016 nie akzeptiert. Sie glauben noch immer, sein Mandat sei das illegitime Resultat des Wahlmännerkollegiums, das Ergebnis russischer Einflussnahme und krimineller Machenschaften weisser Rassisten. Jede neue Abscheulichkeit, die Trump begeht, verstärkt ihre Wut und bestärkt sie in ihrem Widerstand. Wie Clinton unlängst bei der Abschlussfeier an der Yale University erklärte: «Ich bin noch immer nicht darüber hinweg.»

Obamas einstiger Wahlkampfstrategie David Axelrod ist entsetzt über die Aggressivität der Trump-Gegner. Nach Maxine Waters' Aufruf zu direkter Aktion twitterte er: «Bin absolut nicht der Meinung von @MaxineWaters. Unzufrieden mit der Politik der Regierung? Dann organisiert euch, spendet Geld, engagiert euch, geht wählen! Regierungsmitglieder aus Restaurants zu vertreiben, ist eine leere und letztlich kontraproduktive Geste, die überhaupt nichts bringt.»

Das Weisse Haus werden solche Gesten vermutlich nicht beeindrucken. Aber sie könnten Amerika verändern – zum Schlechten.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Brexit weich oder hart

Von Hansrudolf Kamer — Tory-Rebellen in Westminster proben den Sturz der Regierung May. Sie kritisieren deren «weichen» Brexit-Kurs. Die EU selber verhält sich so, wie man es gewohnt ist – uneinsichtig.



Chequers ist der Ort, wo die britische Regierung heikle Fragen bespricht. Der Landsitz des jeweiligen Premierministers stammt aus dem 16. Jahrhundert und hat viel gesehen. Im letzten Jahrhundert ging die Chequers-Affäre in die Annalen ein, als dort Premierministerin Margaret Thatcher mit amerikanischen und britischen Experten ihre dunklen Ahnungen über die Vereinigung der beiden Deutschland diskutierte.

Nun hat May ihr ganzes Kabinett nach Chequers einberufen, um wieder einmal eine Brexit-Klippe zu umschiffen. Vor zwei Jahren hat Britannien in einer Volksabstimmung seinen Willen zum Ausdruck gebracht, die Europäische Union zu verlassen. Seither hat es den Rücktritt von Premierminister Cameron, diverse Gerichtsurteile, knappe Abstimmungen im Unterhaus, Gipfeltreffen, Protestmärsche und Neuwahlen gegeben.

«Brexit means Brexit» lautete das Schlagwort, mit dem May die Nachfolge von Cameron angetreten ist. Die Aussage bedeutet an sich: Souveränität der britischen Gesetze, Kontrolle über die Grenzen, Regelung des Aussenhandels in eigener Regie. Für diese Klarheit haben Beamte und Experten indes nur ein müdes Lächeln übrig, wenn sie dazu ansetzen, den Brexit umzusetzen, das heisst, zu verwässern, aus dem Gleis zu werfen und den Preis in die Höhe zu treiben.

Der Zeitplan ist anspruchsvoll für jene, die alles regulieren wollen. Am EU-Gipfel im Oktober soll das Brexit-Abkommen in den Grundlinien vereinbart werden. Laut dem im Juni vom Unterhaus verabschiedeten Gesetz zum Austritt aus der EU ist der *Brexit day* des 29. März 2019. Dann soll es noch Übergangsfristen für alles Mögliche geben.

Das Treffen in Chequers soll nach der Hoffnung von May in einer geeinten Verhandlungsposition gegenüber Brüssel resultieren, festgehalten in einem «white paper», das dann publiziert wird. May präsentiert dem Kabinett die Wahl zwischen zwei grundsätzlichen Optionen: Verbleib in der Zollunion und dem Binnenmarkt einerseits, ein Freihandelsabkommen mit der EU andererseits, das Nordirland de facto vom Vereinigten Königreich abtrennt und Einschränkungen bezüglich an-

dern Handelsabkommen mit Drittländern enthält. Diese Auswahl wird die Brexiteers wohl nicht zufriedenstellen. Es zeichnet sich eine Rebellion gegen Mays «weichen» Brexit-Kurs ab. Jacob Rees-Mogg, der die ungefähr sechzig Abgeordnete starke euroskeptische Gruppe der Tories im Unterhaus anführt, erklärte dieser Tage, man werde gegen einen Deal stimmen, wenn May nicht halte, was sie versprochen habe.

Maximalforderungen, Zeitdruck, Sturheit

Das könnte, muss aber nicht zum Sturz ihrer Regierung führen. Im Unterhaus gibt es seit den für May fatalen letzten Wahlen eine Mehrheit für einen «weichen» Brexit. Rees-Mogg verwies indes auf das historische Beispiel von Sir Robert Peel, dem Begründer der modernen konservativen Partei. Peel hatte bei der Abschaffung der Einfuhrzölle auf Getreide 1846 den Rückhalt seiner Partei verloren und wurde zum Rücktritt gezwungen. Die Partei blieb dann 28 Jahre lang in der Wüste. Das historische Beispiel ist allerdings mehrdeutig: Peel opferte sich für eine Politik, die funktionierte.

Die Premierministerin selber sagte, sie werde nicht zurücktreten. Sie hofft darauf, dass ein «weicher» Brexit-Deal mit der EU genügend Stimmen finden wird. Nur wenn die ganze Tory-Fraktion im Unterhaus gegen sie

stimme, werde sie gehen. Dennoch wetzen einige ihrer Gegner die Messer: Innenminister Sajid Javid, Umweltminister Michael Gove, Verteidigungsminister Gavin Williamson und Sozialminister Jeremy Hunt. Der Zerfall der Regierung könnte auch durch Rücktritte der May-Gegner eingeleitet werden.

Der Chef des sogenannten 1922-Komitees der Tory-Hinterbänkler, Graham Brady, und der ehemalige Parteichef William Hague riefen dagegen die Regierung auf, endlich ihre Reihen zu schliessen. Bevor sich die Partei mit Lust ihrer Selbstzerstörung widme, sollte sie nachdenken. Man habe die Wahl zwischen einem Kompromiss jetzt oder einem Labour-Wahlsieg in der Grössenordnung von 1997 später. Dieser hatte die lange Regierungsperiode Tony Blairs und Gordon Browns eingeleitet.

Theresa May steht unter Druck, und Brüssel als Verhandlungsführer auf Seiten der EU weiss das. Maximalforderungen, Zeitdruck, Sturheit – auf diese Weise verhandelt Brüssel. Bisher glaubte die EU-Zentrale, dass eine harte Verhandlungstaktik die Gegner des Brexit in Grossbritannien stärken werde und dies wiederum die Position der Regierung aufweichen werde.

Das Verhalten der EU gegenüber Britannien ist ziemlich fantasielos und bürokratisch – genauso wie vor der Abstimmung 2016. Der Brexit ist politisch und kann nur politisch bewältigt werden. Brüssel riskiert mit seiner Borniertheit vielmehr den «hard Brexit», eine Scheidung ohne Abkommen und Zahlungen. «No deal is better than a bad deal», meinen inzwischen sogar viele, die damals für den Verbleib stimmten. Vielleicht zahlt Brüssel – nämlich Lehrgeld.



Prinzip Hoffnung: Premierministerin May.



Gewissen der Nation: Politikerin Grabar-Kitarovic.

Kroatiens Primadonna

Kroatien wird als eines der seltenen EU-Länder von einer interessanten Frau präsidiert. Kolinda Grabar-Kitarovic redet Klartext, gibt Impulse, tritt dennoch betont weiblich auf und kann Kühe melken. Sie will verhindern, dass Kroatien ausstirbt. *Von Boris Kálnoky*

Politik ist in den neuen EU-Mitgliedsstaaten, die früher zum kommunistischen Ostblock gehörten, meist Männersache. Politisierende Frauen sind selten, Frauen an der Macht noch seltener. Eine grosse Ausnahme ist Kroatien: Als jüngstes Staatsoberhaupt der kroatischen Geschichte ist Kolinda Grabar-Kitarovic eine spektakuläre Figur auf dem Parkett der grossen Politik, mit sanftem Lächeln, aber klarer Kante.

Sie schaffte es auf die Liste der mächtigsten Frauen der Welt der Zeitschrift *Forbes* (zwar nur auf Platz 39, aber immerhin), tritt betont weiblich auf, trägt gern enge Outfits, künstliche Augenwimpern, hochgesteckte Haare und kann, wie es in einem TV-Porträt von ihr heisst, als «Mädchen vom Lande» auch Kühe melken.

Ausserdem ist sie wahrscheinlich die einzige Staatspräsidentin, von der man auf Youtube

schwärmerische Bikinivideos finden kann, zumindest sieht es auf den ersten Blick so aus. «Wenn ich meinen Namen in Google eingebe, sehe ich vor allem Bikiniaufnahmen», sagt die Staatschefin. Zu sehen ist aber nicht sie: Auf manchen Bildern ist in Wahrheit die Frau des Rappers Ice T zu sehen, Coco Austin. Auf anderen Fotos wird sie von Pornodarstellerinnen quasi gedoubelt. «Da fühlt man sich wie ein Objekt», sagt Grabar-Kitarovic.

Massive Abwanderung

Sie selbst ist konservativ. Vaterland und Familie seien ihr das Wichtigste, sagt sie. Sie ist modern und emanzipiert: Die Mutter von zwei Kindern nennt ihren Ehemann einen «vollberuflichen Vater». Als grösstes Vorbild bezeichnet sie «meine Mutter, die meine Ambitionen förder-

te». Bei alledem ist sie mit relativ jungen fünfzig Jahren eine der erfahrensten Politikerpersönlichkeiten des Landes – mit einer eindrucksvollen Laufbahn: Ministerin für Europäische Integration ab 2003, danach Ausenministerin bis 2008, Botschafterin in den USA von 2008 bis 2011, stellvertretende Nato-Generalsekretärin 2011 bis 2014.

Im folgenden Jahr gewann sie völlig überraschend die kroatischen Präsidentschaftswahlen und ist seither die beliebteste Politikerin des Landes. Die nächsten Wahlen stehen erst in anderthalb Jahren an, aber in den Meinungsumfragen liegt sie mit über 40 Prozent der Wählersympathien so weit vorn, dass ihre Herausforderer es schwer haben werden.

Das hat viel mit ihrem Stil zu tun: Während die Kroaten ihren oft korrupten und streitsüch-

tigen Parteien und den jeweiligen, oft labilen Koalitionsregierungen misstrauen, gilt die Präsidentin als glaubwürdig und spricht oft aus, was viele Kroaten denken. Dabei scheut sie nicht davor zurück, an politischen Tabus zu rütteln. Früh stellte sie sich auf die Seite von Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán, als dieser in der Flüchtlingskrise einen Grenzzaun errichten liess, obwohl Kroatiens damalige sozialdemokratische Regierung ihn scharf kritisierte.

Vor kurzem traute sie sich bei einem Besuch in Brüssel, zu sagen, dass Europa von der kroatischen EU-Mitgliedschaft profitiert habe, Kroatien selbst aber eher nicht: weil der EU-Beitritt zu einer so massiven Abwanderung kroatischer Arbeitskräfte führe, dass das Land von 4,3 Millionen Einwohnern 2011 bis 2050 auf weniger als 3 Millionen Menschen schrumpfen dürfte. «Wir werden so als Volk verschwinden», sagt Grabar-Kitarovic. Kürzlich präsentierte sie ein «selbstgeschriebenes» Programm zur Stärkung der Familien und der Geburtenrate. Solche Dinge sind eigentlich Aufgaben der Regierung, nicht des Staatsoberhauptes. Der konservative Ministerpräsident Andrej Plenkovic war denn auch ein wenig pikiert, obwohl er versprach, die Vorschläge aufmerksam zu lesen.

Solche Vorstösse der Präsidentin, mit denen sie als Landesmutter Profil gewinnt, signalisie-

ren den Kroaten, was sie sowieso denken: «Es reicht nicht, was die jeweilige Regierung unternimmt, die Politiker interessieren sich nicht wirklich für das Schicksal des Landes.» Kolumbina Grabar-Kitarovic will es anders machen.

«Tiefe moralische Ungerechtigkeit»

Zusammen mit dem polnischen Präsidenten Andrzej Duda initiierte sie die Drei-Meere-Initiative, ein Projekt zur Förderung von Infrastruktur und wirtschaftlicher Zusammenarbeit der Länder zwischen Deutschland und Russland. Die Amerikaner – mit denen die

Früh stellte sie sich auf die Seite von Viktor Orbán, als dieser einen Grenzzaun errichten liess.

Präsidentin seit ihrer Zeit als Botschafterin in Washington exzellente Kontakte pflegt – sind daran ebenso interessiert wie die Chinesen, weniger begeistert sind Westeuropäer und Russen. Es ist ein Versuch, die traditionell zwischen den europäischen Grossmächten «gefangenen» kleinen Nationen Ostmitteleuropas stärker und unabhängiger zu machen.

Sie ist dabei gemässiger als andere konservative Politiker der Region, etwa in Polen oder Ungarn oder gar im eigenen Land. Als der kroatische Exkommandant Slobodan

Praljak vom Haager Kriegsverbrechertribunal wegen Kriegsverbrechen im jugoslawischen Bürgerkrieg verurteilt wurde und noch im Gerichtssaal Selbstmord beging, waren Kroatiens national gesinnte Konservative schnell dabei, ihn zum Helden zu stilisieren und das Tribunal zu verteufeln. Ministerpräsident Andrej Plenkovic beispielsweise verurteilte die «tiefe moralische Ungerechtigkeit» des Tribunals.

Nur Grabar-Kitarovic fand den goldenen Mittelweg. Sie besuchte Praljaks Familie, um ihr Beileid zu bekunden. Sie sagte, dass das Tribunal nicht Gerechtigkeit schaffe, da es mit unterschiedlichen Massstäben messe bei bosnischen und kroatischen Angeklagten. Sie sagte, Praljak habe sich das Leben genommen, weil er nicht als Häftling leben wollen wegen «Verbrechen, die er überzeugt war nicht begangen zu haben». Aber sie sagte auch, Kroaten hätten im Krieg Verbrechen begangen und müssten das vor der Welt und vor sich selbst eingestehen. So ist die Präsidentin auch ein wenig das Gewissen der Nation.

Übrigens ist Kroatien nicht nur das einzige Land der Region mit einer Staatschefin. Von 2009 bis 2011 war Jadranka Kosor Ministerpräsidentin. Kroatien ist damit das einzige EU-Land aus dem früheren Ostblock, das sich seit der Wende sowohl eine Ministerpräsidentin als auch eine Staatspräsidentin gegönnt hat. ○

DIE  WELTWOCH

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder. Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.

Holen Sie sich hier die neue App:



Trauriger Pirat

Johnny Depp galt als schönster Star Hollywoods. Dank «Pirates of the Caribbean» wurde er auch einer der reichsten. Heute streitet er mit seinen ehemaligen Vermögensverwaltern vor Gericht über sein verschwundenes Millionenvermögen. *Von Beatrice Schlag*

Im Moment hat er vor allem Ärger. Deswegen tourt Johnny Depp zur Ablenkung als Lead-Gitarrist mit Heavy-Metal-Star Alice Cooper und Aerosmith-Gitarrist Joe Perry durch Mitteleuropa. Die Band nennt sich Hollywood Vampires und spielt vor allem Songs von alternativen Idolen wie den Doors, T. Rex, John Lennon und The Who. «Wir sind die teuerste Coverband der Welt», spottete der 70-jährige Cooper in einem Interview. Und was macht der 55-jährige Schauspieler Johnny Depp in der Gruppe? «Johnny ist ein sehr versierter Gitarrist», sagt Cooper, «er spielte in einer Band, bevor er Schauspieler wurde.» Tatsächlich wurde seine Band The Kids in Florida, wo Depp aufwuchs, von prominenten Musikern wie Iggy Pop bereits ins Vorprogramm genommen, als er gerade achtzehn geworden war. Mit neunzehn zog er mit seiner Band nach Los Angeles, in der Hoffnung auf den grossen Durchbruch.

Dass er überhaupt an eine Filmkarriere dachte, verdankt er dem Rat seines ehemaligen Trinkkumpans Nicolas Cage, der sagte, mit Schauspielerei sei viel mehr Geld zu verdienen als mit Musik. An Geld war Johnny Depp durchaus interessiert. Der Sohn einer Kellnerin und eines meist abwesenden Bauingenieurs – die Ehe der Eltern wurde 1978 geschieden – wollte auf grossem Fuss leben. Cage war es auch, der ihm zu seinem ersten Vorsprechtermin verhalf. Er bekam eine winzige Nebenrolle in dem Horrorfilm «A Nightmare on Elm Street» (1984) und blieb dem Publikum dennoch in Erinnerung. Er habe, schrieb die *New York Times*, «die Art von Gesicht, die die Existenz des Kinos rechtfertigt». Drei Jahre und etliche Nebenrollen später wurde er als Hauptdarsteller der von Fox produzierten TV-Serie «21 Jump Street» engagiert. Als rebellischer Undercover-Polizist wurde der junge Schauspieler mit den hohen Wangenknochen weltweit zum Teenie-Schwarm.

Erinnerung an Elvis Presley

Johnny Depp hasste die Serie, seine Vermarktung in Klatschmagazinen und den Rummel um seine Person. Nie mehr wollte er eine Heldenrolle spielen. «Der Faden, der sich durch alle meine Filmrollen zieht, wenn man genau hinsieht, ist, dass alle Figuren beschädigt sind. Sie sind gebrochene Leute. Da fühle ich eine Verwandtschaft.» Die Liste seiner Filme bis 2002 zeigt auch etwas anderes: eine grossartige schauspielerische Bandbreite, die nicht sofort auffällt, weil er oft leise redet



Joints in der Morgendämmerung: Johnny Depp.

oder nuschelt, was dazu verführt, sich zurückzulehnen und einfach das schöne Gesicht zu geniessen, das er für die Kamera oft und gerne vom Maskenbildner zupflastern lässt. Neben einer ganzen Reihe von Filmen, mit deren Sonderlichkeit das Publikum wenig anfangen konnte, spielte er in unvergesslichen Erfolgsfilmen wie «Edward Scissor-

hands», «What's Eating Gilbert Grape» mit Leonardo DiCaprio, «Donnie Brasco» mit Al Pacino, «Don Juan DeMarco» mit Marlon Brando, in der Drogen-Saga «Blow» und dem zugehörigen «Fear and Loathing in Las Vegas» nach dem Roman von Gonzo-Journalist Hunter S. Thompson, in dem Depp ein Alter Ego des Journalisten darstellt. Thomp-

son ist, wie Marlon Brando, eines von Depps grossen Idolen. Mit beiden war er bis zu ihrem Tod eng befreundet.

Natürlich wollte die Öffentlichkeit alles erfahren über den rätselhaften Star, der so unverschämt gut aussah und nie den strahlenden Liebhaber spielte. Bekannt war, dass er Drogen nahm und viel trank, ohne es zu verheimlichen, gelegentlich Hotelzimmer zertrümmerte und auf Paparazzi losging. Man wusste, dass er Mitbesitzer des Klubs «Viper Room» am Sunset Strip war, vor dessen Eingang der Schauspieler River Phoenix 1993 auf dem Trottoir an einer Überdosis starb. Bis auf seine erste Ehefrau – eine Maskenbildnerin aus Florida, die Ehe dauerte kaum zwei Jahre – waren seine Freundinnen so berühmt, wie es für Hollywoods schönsten Star angemessen schien.

Mit den Schauspielerinnen Sherilyn Fenn («Twin Peaks») sowie Winona Ryder und dem Model Kate Moss war er jeweils mehrere Jahre zusammen, bevor er 1998 mit der französischen Sängerin und Schauspielerin Vanessa Paradis nach Südfrankreich entschwand und dort mit ihr zwei Kinder hatte. All das plus seine extravagante, sorgfältig-lässige Kleidung waren auf Fotos zu sehen. Aber weder Johnny Depp noch seine Freundinnen sagten mehr als ein paar dürre Sätze über ihr Zusammensein. Keine enthusiastischen Beziehungsgeschichten, keine bedauernden Trennungsverlautbarungen.

Dass er in der Nähe von Saint-Tropez 2001 ein riesiges, dorftartiges Gut gekauft hatte, war erst zu lesen, als der Besitz nach der Trennung von Paradis und der Hochzeit mit Amber Heard 2015 für annähernd 27 Millionen Dollar auf den Markt kommen sollte. Das Gut ist bis heute in Depps Besitz. Angeblich, weil seine Tochter Lily-Rose ihn gebeten hatte, ihr Geburtshaus nicht zu verscherbeln. Seit der Scheidung von Heard im Januar letzten Jahres, die sie angeblich eingereicht hatte, weil Depp sie körperlich misshandelt hatte, lebt er allein mit seinen Bodyguards. Ihre Scheidungsabfindung von geschätzten sieben Millionen Dollar reichte Heard an Wohltätigkeitsorganisationen weiter.

Johnny Depp war seit «21 Jump Street» nie mehr ein armer Mann gewesen. Seine Gagen bewegten sich im sechs- bis siebenstelligen Bereich. Das änderte sich furios, als er 2003 die Rolle des Jack Sparrow in «Pirates of the Caribbean» übernahm. Die erste Folge spielte 654

Millionen Dollar ein. Erstmals wurde er für einen Oscar nominiert. Erstmals spielte er in einem Blockbuster. Er wurde mehr als fürstlich dafür bezahlt, in seiner Rolle Keith Richards nachzuahmen, der auch zu seinen wenigen Idolen gehört. «Piraten», sagte er, «waren die Rockstars ihrer Zeit.» Sieben Jahre nach dem ersten «Caribbean»-Film sagte er in einem Interview mit dem *Hollywood Reporter*: «Ich habe bisher über 300 Millionen Dollar mit Jack Sparrow verdient. Das ist lächerlich überbezahlt. Aber ich nehme es für meine Kinder. Das ist nicht für mich.»

Auf 650 Millionen Dollar wird sein Einkommen aus Filmgagen geschätzt, eines der grössten unter Hollywoods Schauspielern. Verdutzt lasen Fans in den letzten Monaten, dass davon auf Depps Konten so gut wie nichts übrig sei und er einen Rechtsstreit gegen seine ehemaligen Vermögensverwalter (The Management Group) wegen illegaler Verwendung seiner Gelder führe.

TMG wiederum verklagte Depp wegen Vertragsbruchs und beschuldigte ihn, ein verwöhntes Blag zu sein, das an pathologischer Geldverschwendung leide und monatlich oft an die zwei Millionen Dollar ausgabe, wovon ihn die Ex-Vermögensverwalter wiederholt gewarnt hätten. Als Beweis listete TMG einige von Depps Ausgaben auf: 75 Millionen für seine vierzehn Residenzen, darunter seine achtzehn Hektaren grosse Bermuda-Insel, 45 Luxusautos, 200 Kunstwerke, darunter Basquiats und Warhols, siebzig Gitarren, 200 000 Dollar monatliche Festkosten für Flugreisen und 30 000 für Wein, drei Millionen für die Kanone, die er nach Hunter S. Thompsons Tod



Als Jack Sparrow in «Fluch der Karibik».

«Das ist lächerlich überbezahlt. Aber ich nehme es für meine Kinder.»



Ab nach Südfrankreich: mit Vanessa Paradis (r.).



«Alterndes Mann-Kind»: mit Alice Cooper (r.).

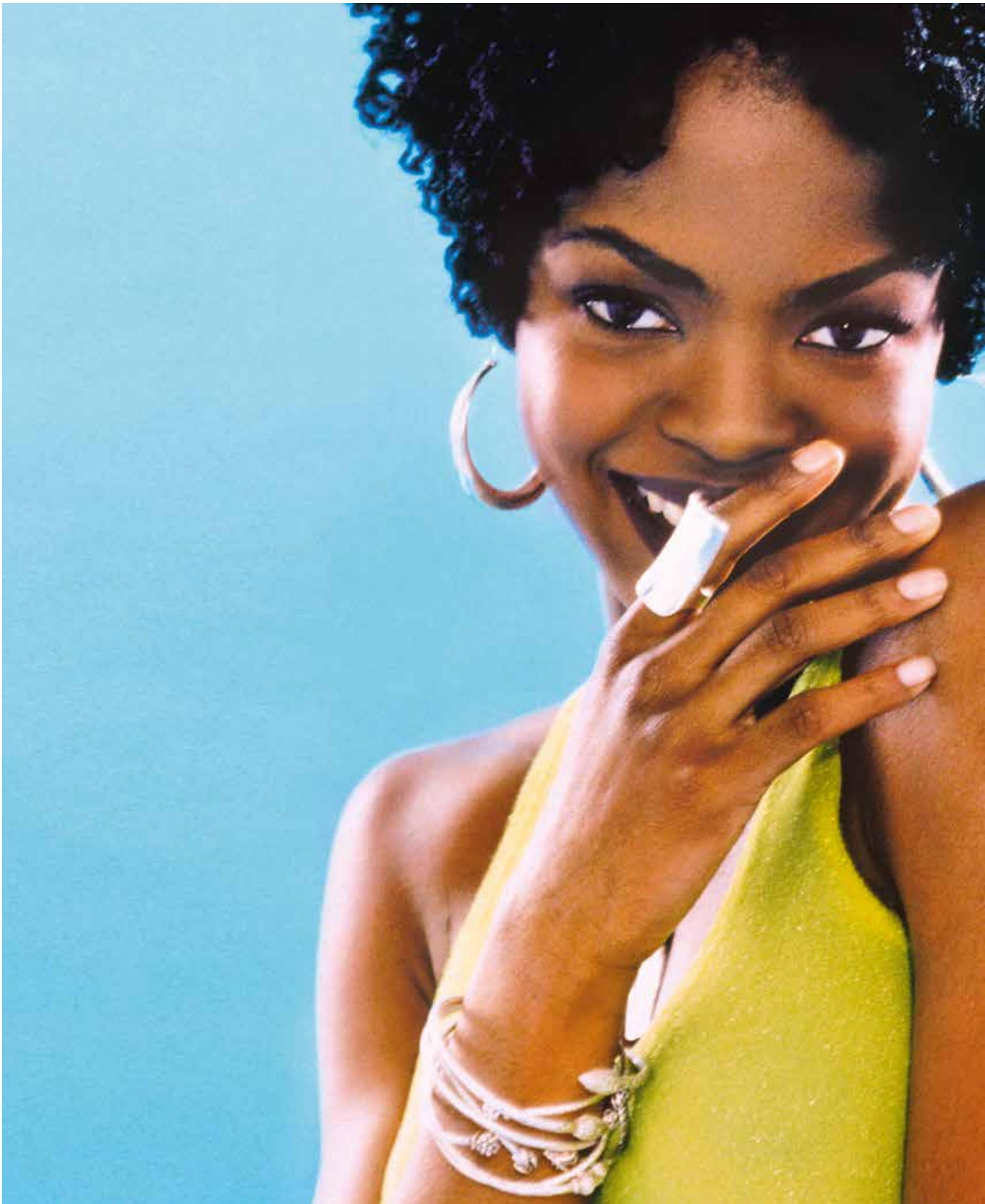
anfertigen liess, um dessen Asche in den Wind zu schiessen.

Im letzten Monat veröffentlichte das Musikmagazin *Rolling Stone* nach mehreren Treffen mit dem pressescheuen Star eine mehrseitige Reportage über ihn. Es war das ebenso erstaunliche wie traurige Porträt eines einsamen Stars, für den Drogen und Alkohol so selbstverständlich zum Alltag gehören wie Kaugummi für andere. Autor Stephen Rodrick beschreibt Depp als einen Mann mit ängstlichem, gejagtem Gesichtsausdruck, den er abwechselnd als sehr lustig, durchtrieben und unzusammenhängend erlebte. Depps gegenwärtiges Leben erinnert ihn an die letzten Tage von Elvis Presley. «Dass er ein ewiger Peter Pan ist, mag seinen Leinwand-Charme ausmachen. Aber inzwischen ist er ein alterndes Mann-Kind, das nur noch in manchen Momenten charismatisch ist.»

Klassische Verteidigung

Die Gespräche beginnen abends beim Eindunkeln und enden nach viel Rotwein und vielen Joints jeweils in der Morgendämmerung. Depp fühlt sich für seine missliche finanzielle Lage in keiner Weise verantwortlich. «Wenn ich Verträge oder Quittungen von TMG erhielt, unterschrieb ich, ohne hinzusehen. Ich vertraute diesen Leuten.» Es ist die klassische Verteidigung von Hollywoodkünstlern: Um all den exzentrischen Figuren seiner Filme gerecht zu werden, musste er die Aussenwelt abriegeln. Einen Punkt in der TMG-Liste seiner Ausgaben will er allerdings zurechtrücken: «Es ist eine Beleidigung, zu sagen, ich hätte 30 000 Dollar für Wein ausgegeben. Es war viel mehr.»

Noch steht nicht fest, ob nach dem fünften «Pirates of the Caribbean» (2017), für den Johnny Depp angeblich rund hundert Millionen Dollar Gage erhielt, eine weitere Folge produziert wird, die seine Cash-Krise mildern würde. Vorsichtshalber hat er seither bereits sieben weitere Filme gedreht. «Und inzwischen», sagt er, «sehe ich mir genau an, was ich unterschreibe.»



Brachial selbstbewusst: Rapperin Hill.



Trotz aus Leidenschaft

Von Claudia Schumacher

Die Frau, die sie werden würde, zeigte sich, als sie gerade mal dreizehn Jahre alt war. Lauryn Hill sang «Who's Lovin' You?» an der Amateur Night im Apollo Theater in Harlem, New York. Das war 1987, und die kleine Lauryn Hill trat auf wie die junge Whitney Houston: Föhnfrisur, konservative Bluse, anmutiger Gang. Der Stil wandelte sich später, doch die Mischung aus Ernst und Kindlichkeit erwies sich als zeitlos bei ihr. Vor allem trat schon an diesem Abend mit erstaunlicher Kräftigkeit hervor, was Hill fürs Leben blieb: die Lust am Trotz. Denn als die Dreizehnjährige auf der Bühne zu singen begann, traf sie die Töne nicht – die Zuschauer buhten sie aus, lautstark. Das schalkhafte Mädchen aber liess sich nicht irritieren, im Gegenteil, es schien erst aufzudrehen – und fand seine Stimme. Dazu machte es ein endlos cooles Pokerface. Im Publikum: tosender Applaus. Ein Jahr später gründete die Wunderliche mit einem Jungen namens Wyclef Jean und einem zweiten namens Pras Michel die Band Fugees. Der Rest ist Musikgeschichte.

Einzig ihrer Art

«The Miseducation of Lauryn Hill» kam 1998 raus – und das ausgehende Jahrzehnt erwachte noch einmal vom ganz lauten Knall. Das legendäre Soloalbum der Soul-Sängerin und Rapperin ist bis heute ihr einziges geblieben. Ich war damals elf Jahre alt. «The Miseducation» war das erste Album, das ich einen Sommer lang rauf und runter hörte. Zwanzig Jahre ist das nun her, viele der Songs kann ich immer noch auswendig. Die Jungs hatten ein Poster von der 23-Jährigen in ihren Zimmern hängen. Und wir Mädchen träumten davon, so *tough*, so zart, so einzigartig und vor allem: so brachial selbstbewusst zu sein wie Hill.

War sie klassisch schön? Umfasste ihre Stimme drei Oktaven? Nein. Mal sah Hill aus wie ein wunderschöner Alien, mal wie ein lustiger Kobold. Mal brach ihre Stimme, mal klang sie stählern, mal samtig weich. Passend zu ihrer burschikosen Art fühlte sie sich in den tieferen Lagen sicherer. Jede Faser an dieser Frau war einzigartig, jeder Ton aus ihrem Mund neu. «Doo-Wop (That Thing)», «Lost Ones», «Tell Him»: kann man nicht vergessen. Auch wenn sie zuletzt viel dafür getan hat: Divenhaftigkeiten, geistige Verwirrung, Steuerhinterziehung. Ach, Lauryn. Kommst du noch mal zurück?

So sieht's aus: In diesem Jahr geht sie wieder auf US-Tour, schützend flankiert von Stars der Gegenwart wie ASAP Rocky und M. I. A., die wie so viele mit ihrer Musik aufgewachsen sind.



Unversöhnbar bis zu ihrem Freitod: Linksaktivistin und spätere RAF-Terroristin Ulrike Meinhof (r.) an einer Pressekonferenz in Hamburg, 1969.

Gesellschaft

«Ulrike Meinhof hat gewonnen»

Besuch bei Bettina Röhl, der Tochter der deutschen RAF-Terroristin.

In ihrem Buch «Die RAF hat Euch lieb» schildert sie die Mutter aus der Perspektive eines Kindes – und macht zugleich die Terrorbande wieder interessant. *Von Matthias Matussek*

Dieser Winter wollte einfach nicht vergehen, deshalb war es umso schöner, als die Tür im Haus an der Timmendorfer Strandpromenade von einem Sonnenschein geöffnet wurde, ja, einem blonden Elf aus dem «Sommertraum»: mit Ringellöckchen, Grübchen, neugierigen Augen, das sprühende Leben, pure Zukunft – obschon ich doch wegen der Vergangenheit hier war.

Doch dann kommt sie schon, die Dame des Hauses, die Vergangenheitsspezialistin, wir fallen uns um den Hals: «Scheisswetter, tolle Tochter.» – «Hier das Wohnzimmer, hab gerade Tee». Bettina Röhl und ich, wir mögen uns, das gleich mal vorweg.

Ich mag ihre Unbeirrbarkeit, ihre überraschende Sanftheit, ihre Unbestechlichkeit, vor allem aber ihr Gerechtigkeitsempfinden, all diese Töne, die in ihrem Buch zu finden

Literatur-Extra

- 54 **Bettina Röhl**
Besuch bei der Tochter von
RAF-Terroristin Ulrike Meinhof
- 57 **Schweizer Klassiker**
Jakob Schaffners «Johannes»
- 58 **Emily Brontë**
«Wuthering Heights»
- 59 **Knorrs Krimis**
Hideo Yokoyama; Mark Johnson
- 62 **Blanca Imboden** Grosse Gefühle
der Schwyzer Bestsellerautorin
- 63 **Max Wey**
Mundpropaganda

sind, das den unwiderstehlichen Titel trägt: «Die RAF hat Euch lieb».

Hell und hübsch die Wohnung, erster Stock überm italienischen Restaurant, und dann sitzen wir am Esstisch, und meinem Journalistenblick, der durchs aufgeräumte Wohnzimmer schweift, entgeht natürlich nicht diese halbgelöste Goldfransenbordüre, die da schlapp unters grüne Samtsofa hängt. Was für ein Stilbruch!

Protestantisch heiliggesprochen

Ihre Mutter wäre stolz drauf, schätze ich mal, die feierte Unordnung und Verwahrlosung in jedem Sinn als Sieg gegen das bourgeoise System, sie war stolz darauf, wenn die Kleinen mit zerrissenen Strumpfhosen im Kinderladen oder in der Schule erschienen. Seitdem mag Bettina Röhl Ordnung in ihrem Leben. «Kommt noch

vom Umzug», sagt sie entschuldigend, als hätte ich Perfektion erwartet.

Dabei ist sie es, die diese Perfektion erwartet, von sich. Gegen diese Mutter. Ulrike Meinhof. Die, je nach Standpunkt, der schwarze Blitz war, der ins prosperierende Nachkriegsdeutschland einschlug, oder aber auch die hellste Gewissensflamme, unversöhnbar und unversöhnt bis zu ihrem Freitod.

Die Terroristin Ulrike Meinhof (1934–1976) als marxistische Galionsfigur zu bezeichnen, wäre zu schwach, das ginge schon eindeutig ins Religiöse. Sie war die Jeanne d'Arc der Linken, die heilige Maria der Revolution, die Gejagte, die Bewunderte, die Geächtete. Unzählige Filme, Essays, Bücher, unzählige Deutungsversuche dieses kurzen Lebens, das sie als Tochter eines früh gestorbenen NSDAP-Bonzen begann, früh in die Anti-Atom-Bewegung einbiegend, in ein AktivistInnenleben, in dem es immer ums Ganze ging, früh in der illegalen KPD mit Kontaktleuten in der DDR tätig, Kunststudium, aber vor allem

Ich mag ihre Unbeirrbarkeit, ihre überraschende Sanftheit, ihre Unbestechlichkeit.

Journalismus, Arbeit für *Konkret*, die DDR-finanzierte Zeitschrift und Hauspostille der Linken, darauf die APO, die Ausserparlamentarische Opposition, die Ehe mit dem Zeitschriftenmacher Klaus Rainer Röhl, die Zwillinge Bettina und Regine kommen am 21. September 1962 zur Welt.

Ulrike Meinhof war vermutlich eine Mörderin, ja, sie verteidigte Mord als revolutionäre Tat – «natürlich kann geschossen werden». Doch sie wurde protestantisch heilig gesprochen vom linken Establishment, von Bundespräsident Gustav Heinemann, der zur Nachricht von ihrem Selbstmord flüsterte: «Sie ist jetzt in Gottes gnädiger Hand – und mit allem, was sie getan hat, so unverständlich es für uns war, hat sie uns gemeint.»

Sie starb stellvertretend für unsere Sünden! Pastor Helmut Gollwitzer, den sie insgeheim verachtete wie viele der kompromissbereiteren «Scheiss-Liberalen», sprach die letzten Worte auf dem Friedhof.

In den derzeit laufenden Gedächtnisfeiern zum Fünfzig-Jahr-Jubiläum der 68er ist Ulrike Meinhof der kultische Mittelpunkt. Und da versuch jetzt mal, Tochter zu sein und einen eigenen Blick zu werfen, unberührt von allen anderen! Da brauchst du auf jeden Fall Nerven – und Gerechtigkeitsempfinden.

Tatsächlich haben ja alle mittlerweile ihre eigene Ulrike Meinhof gezeichnet, der Ehemann, Freunde, Bekannte und Verwandte, Wichtigtuer und Fantasten jede Menge, aber natürlich ist in diesem surrealen Titel schon sehr vieles gesagt: Mit «Die RAF hat Euch lieb»

fallen beide Welten zusammen, Kalaschnikow und Teddybär, die Gutenachtgeschichte und das revolutionäre Konzept.

Am Tag zuvor hatte sich Röhl mit dem Journalisten Stefan Aust getroffen, es ging um Buch- und Zitatrechte. Tatsächlich hatte sich Aust ja in seinem als Standardwerk geltenden Buch «Der Baader-Meinhof-Komplex» an vielem bedient, ohne Quellen zu nennen. Bettina hatte eifrig zugeliefert, ohne jeden Kredit dafür zu erhalten, jetzt also kommt sie mit ihrem eigenen Buch.

Die schwerdepressive Revolutionsmama Ulrike Meinhof hatte sich in einen böartigen Sorgerechtsstreit mit ihrem Ehemann Klaus Rainer Röhl verhakht und wollte ihm die Töchter nicht überlassen, ja selbst dann nicht, als sie schon in den Untergrund abgetaucht war.



Aus dem Blick eines Kindes: Bettina Röhl.

Tatsächlich widerruft ein Berliner Amtsgericht das Röhl erteilte Sorge- und Aufenthaltsbestimmungsrecht, da die Mutter mit unbekannter Adresse in den revolutionären Untergrund abgetaucht war und sich damit nicht mehr im Gerichtssprengel Berlin aufhielt. So was war im damaligen politischen Klima möglich.

So plante Ulrike Meinhof also, die damals fünfjährigen Töchter in ein palästinensisches Lager zu verfrachten; sie hätten doch bis dahin ein schönes Leben gehabt, meinte sie lapidar. Das ausgesuchte Lager wurde kurz darauf im Krieg der Al-Fatah mit Jordanien komplett zerstört.

Ja, und damals war es dieser 23-jährige unerschrockene Journalist (und die rechte Hand Röhl's und der eigentliche Macher von *Konkret*) Stefan Aust, der die Zwillinge aus

einem Erdbeben-Barackenlager in Sizilien, wo Genossen sie zwischengelagert hatten, herausholte.

Ein Husarenstück. Später erhielt Horst Mahler, zunächst Anwalt, dann ebenfalls untergetauchtes Bandenmitglied, den Auftrag, Aust und den als Verräter geltenden Peter Homann, der sich als einziger Gefährte Ulrike Meinhofs tatsächlich um die Kinder gekümmert hatte, zu liquidieren.

Bettina Röhl hatte Mahler später mal im Knast besucht, um 1990, und ihn gefragt: «Hätten Sie wirklich...?» – «Nun», sagte Mahler freundlich, «also das wäre dann wohl ganz aufs Gespräch angekommen» – voll des sachlichen Mafiatons: Es ist nichts Persönliches; man kennt es aus dem «Patent».

«Glücksfall in der deutschen Geschichte»

Wir verlegen unser Gespräch nach draussen; mal die Teestube besuchen, die Gegend kennenlernen. Vor einem Jahr ist Bettina mit der Familie hierhergezogen, hier stehen lauter Häuser, die keine hundert Tage alt sind, doch dann gibt es jede Menge Strandbuden mit Sky-Empfang und Kioske und Fischrestaurants und Räumereien; im Sommer, kann man sich vorstellen, ist das hier Rimini.

Geschrieben hat sie in den Wintermonaten, stets nachts. Hat morgens der Tochter noch das Frühstück hingestellt und dann geschlafen. «Ich hab dich nie arbeiten sehen, Mama», sagte Ella.

Ihre Tochter Ella. Erst kürzlich hat diese sie nach der Grossmutter gefragt und ob es stimme, dass sie Selbstmord begangen habe. In der Schule kam die Sprache darauf, aber Ulrike Meinhof lastet nicht auf ihr wie auf der älteren Generation, wie auf ihrer Mutter.

Da hinten schon der Steg mit dem Teehaus, es hat einen gläsernen Boden und ist ein Teetempel, eine regelrechte Teeakademie, wie ein Blick ins Menü beweist: Bettina nimmt den Earl Grey mit dem Namen «Was ist denn hier los?» und ich den grünen Tee «Der die Wogen glättet», es gibt ungefähr 200 Sorten, und jetzt sage noch einer, wir hätten keine Probleme.

Gerade mal vier Briefe waren in ihrem Besitz, die ihre Mutter ihr aus dem Gefängnis in

«Meine Mutter wurde das, was man ein verlogenes Miststück nennt.»

Köln-Ossendorf geschrieben hat. Das war ihr Ausgangsmaterial, den Rest hat sie gesammelt, recherchiert in Archiven, in Gesprächen mit Dutzenden Zeitzeugen erfahren: mit ehemaligen Terroristen, Anwälten, die zu Ministern wurden – die ganz hohe Politik, auch Bundespräsidenten gaben ihr Antwort.

Nur drei Leute weigerten sich kategorisch: Hans Magnus Enzensberger, Alexander Kluge



Kalashnikow und Teddybär: Ehepaar Röhl-Meinhof, Zwillinge Bettina und Regine, um 1965.

und Jürgen Habermas. «Ausgerechnet die drei grossen Gewinner von 68 standen so unter Druck, dass sie mir ihr Nein innerhalb von Stunden mitteilten.» Die anderen verstanden ihre Neugier, ihr Herzensanliegen. Und ihr Urteil über die Mutter steht fest: «Ulrike Meinhof hat gewonnen.»

Über den durchgeknallten Andreas Baader gab es so wenig Berichtenswertes oder Erinnerungsfähiges wie über die Pastorentochter Gudrun Ensslin. Es ist Ulrike Meinhof, die das kummervolle und unversöhnte Gesicht der RAF war. Ihr Mann witzelt gerne: «Bundeskanzler kamen und gingen, Ulrike Meinhof blieb.»

Bettina Röhl beginnt mit einem Essay, mit einem Statement, das alle überraschen mag, die jene Zeit als «bleierne» in Erinnerung haben: «Die Bundesrepublik der Sechziger- und Siebzigerjahre war ein Glücksfall in der deutschen Geschichte.» Bereits 1960 war die Bundesrepublik, die grosse moralische und militärische Verliererin des selbstverschuldeten Weltkriegs, die hinter den USA führende Wirtschaftsmacht der Welt. «Die junge Bundesrepublik hatte Glück», fährt Bettina Röhl fort. «Vielleicht in dem Ausmass, in welchem sie es hatte, nicht verdient, aber doch selbst erarbeitet.»

«Ihr Programm war knallhart»

Gleich wird hier mal klargestellt: Bettina Röhl, die meinungsstarke Kolumnistin und Publizistin, stemmt sich den Weg zu ihrer Mutter auf eigene Art frei, und sie hat nicht die geringste Lust, sich auf die gängigen antikapitalistischen Hysterien einzulassen, ohne die es in diesem

Wohlstandswunderland, in das sie 1962 hineingeboren wurde, offenbar nicht ging.

Röhls plausibler Beginn: Was für ein Blödsinn, diese unreflektierte Begeisterung für Maos Kulturrevolution in einem Wohlfahrts- und Wohlstandsstaat! Eine Kulturrevolution, die in Wahrheit ein kalkuliertes Blutbad mit Millionen von Toten war. Und es waren bisher die Linken, die die Erzählung bestimmten, die sich im Studiolicht der Weltgeschichte selbstgefällig betrachteten und sich und ihre massgeschneiderten Siegerbiografien vorführten.

Bettina Röhl informiert gründlich, über die Machthierarchien in der Pop-APO der Kommune 1 genauso wie in den Intellektuellenzirkeln, in der Politik und auch über die Alltagskultur – all die grossräumigen Berliner Wohnungen, die nach dem Mauerbau vom Bürgertum in Richtung Westen verlassen worden waren und von Wohngemeinschaften, den Antibürgerlichen, bespielt wurden.

Ulrike Meinhof schreibt ihre Kolumnen für *Konkret*, während ihre Ehe zu Röhl zerbrochen ist, zu Röhl, dem nicht besonders treuen Ehemann; aber hey, wir haben die Sechziger, die enthemmte nichtbürgerliche Beziehungsordnung! Meinhof allerdings macht da überhaupt nicht mit und begibt sich auf Kriegspfad. Röhl wird der Umgang mit den Kindern verwehrt, vor Gericht beschuldigt ihn Meinhof wie es in jedem «scheissbürgerlichen» Sorgerechtsprozess mittlerweile üblich ist, mit der Trias: Gewalt an der Frau, Gewalt an und sexuelle Unzucht mit den Kindern.

Bettina traut ihren Augen nicht, als sie sehr viel später die Vorwürfe liest: «Meine Mutter wurde das, was man ein verlogenes Miststück nennt.» Aus einer Rangelei um die Macht im Verlagshaus Konkret wird eine Verwüstungsaktion in der Villa des Herausgebers, unterstützt von Revolutionsbataillonen aus Frankfurt, Bremen und Münster.

Ihr Kampf gegen Röhl geht weiter. Sie verlangt Geld, für den gekündigten Kolumnenvertrag, für den «seelischen Schaden», den er bei seinen Kindern angerichtet habe. Es ist Meinhofs Freund Peter Homann, der die Mutterrolle übernimmt, der die Kinder morgens weckt und ihnen die Schulbrote streicht und sie zur Schule fährt.

Wahrscheinlich gehört genau das zur Erziehung des «Neuen Menschen». «Meine Mutter war auf einem neuen Trip, und ihr Programm war knallhart. Es sollte nicht nur die politische Revolution gemacht werden, sondern auch die Revolutionierung des eigenen Lebens sollte vollzogen werden.»

Ulrike Meinhof diskutiert nachts, trinkt und raucht Kette und schläft gern aus. Gleichzeitig macht sie ihrem Ex-Ehemann Vorschriften: «Da die Kinder bei mir leben und sie mit mir, nicht mit dir täglich zusammenleben, hast du jetzt meine Erziehungskonzeption zu akzeptieren. Also – wenn sie dir voller Stolz ihr völlig unordentliches Zimmer zeigen, hast du das auch schön zu finden.» Die Kinder – sie sind *ihr* Experiment.

«Was für ein Blödsinn, diese unreflektierte Begeisterung für Maos Kulturrevolution.»

Wir beschliessen, weiterzuziehen und etwas gegen den Hunger zu tun. Wir finden einen Italiener in der Innenstadt. Schwarze Nudeln mit Meeresfrüchten, wunderbar, dazu einen griffigen Roten, geschmückt ist das Lokal mit herrlichen Mafiafotos.

Zeit, über Sizilien zu reden. Über die Entführung. Natürlich sind Bettinas Erinnerungen, ihre Erfahrungen aus erster Hand, der pure Wahnsinn, denn gleichzeitig bereitet sich die RAF darauf vor, bei der Al-Fatah in Jordanien das Schiessen zu lernen. Peter Homann schliesst sich an, doch bald wird klar, dass Baader und Ensslin ihn für einen Verräter halten und liquidieren wollen.

Auch Ulrike Meinhof ist dafür. Womöglich, um sich doch als die harte Revolutionärin zu gerieren, die sie sein möchte, denn Baader/Ensslin haben mittlerweile eindeutig die Gruppe übernommen und geben den Ton an. Homann soll bei einer Schiessübung «versehentlich» dranglauben. Es ist sein Glück, dass er ein paar Brocken Französisch kann und der Fatah-Kommandant in Baader den Schwachkopf und Angeber erkennt, der er ist. Er wird

mit Homann einen Fluchtplan aushecken.

In der Zwischenzeit packen Marianne Herzog und Monika Berberich die Zwillinge ins Auto, die Kids sind begeistert, und Bettina wählt im Kaufhaus das kitschigste und süsseste Rüschenkleidchen aus, das sie finden kann. Hanna K. fährt. Sie wird ganz am Schluss des Buches eingeführt, bewegend, weil sie es ist, die sich meldet, und die wohl Einzige ist, die mit echter Reue auf die Geschehnisse zurückblickt. Reue ist ansonsten ein Fremdwort für diese Generation, die dieselbe immer nur von den Vätern einforderte.

Über mehrere grüne Grenzen gelangen die Terroristen nach Sizilien. In einer Barackenstadt, die für Erdbebenopfer errichtet wurde und von der Mafia kontrolliert wird, gibt es tatsächlich ein paar revolutionsbewegte studentische Aktivisten, die allerdings überhaupt nicht im Bilde sind über die neuen Genossen aus Deutschland.

In ihrer Baracke schlafen die beiden Mädchen auf einer Matratze, und dass das Leben erst in den Abendstunden erwacht, in denen auch die anderen Kinder spielen, gefällt ihnen.

Phalanx von Revolutionsromantikern

Überhaupt erstaunlich, wie widerstandsfähig die Zwillinge sind. Sie passen sich an, sie machen das Beste aus allem. Sie gehen baden. Regine kann schon schwimmen, Bettina noch nicht. Doch jetzt gelingt es ihr, und dann kommt der Satz: «Ich wünschte mir, meine Mutter hätte das gesehen.»

Schliesslich bringe ich die Autorin wieder vor die Haustür, wie sich das gehört, die kleine blonde Fee kommt nach unten, Pünktchenpulli unter Pünktchenanorak und in den überhaupt tollsten Stiefeletten.

Sie wird dieses Buch sicher irgendwann lesen. Und mehr über ihre Grossmutter wissen wollen. Im Moment interessiert sie sich eher für Pferde.

Bettina Röhl hat ein berührendes und gleichzeitig ungemein politisches Buch geschrieben. Sie stellt sich mit diesem Buch gegen eine ganze Phalanx von Revolutionsromantikern, gegen den Willen zur Gewalt, der heute, noch fünfzig Jahre später, die Köpfe verhext.

Mit ihren Erinnerungen und eingestreuten Essays und dem bizarren Tonfall der herbeigezogenen Akten ist ein Buch entstanden, das schafft, was man nicht mehr für möglich gehalten hätte: Die RAF doch noch einmal interessant zu schildern – und zwar aus dem Blick eines Kindes!



Bettina Röhl:
«Die RAF hat Euch lieb».
Die Bundesrepublik im Rausch von 68.
Eine Familie im Zentrum der Bewegung.
Heyne. 640 S., Fr. 36.90

Schweizer Klassiker

Zu Unrecht verfemter «Johannes»

Jakob Schaffners «Johannes» ist ein meisterhafter autobiografischer Entwicklungsroman. Weil der Autor später zum Nazi wurde, wollte ihn die Heimat nicht einmal bestatten. *Von Christoph Mörgele*



Kenntnis des Menschlichen: Autor Schaffner.

Im Jahr 1922 erschien ein Roman mit dem schlichten Titel «Johannes. Roman einer Kindheit». Autor war der 46-jährige Schweizer Jakob Schaffner, der die Grossstadt Berlin allerdings längst seiner Basler Heimat vorzog. Die NZZ druckte den «Johannes» in zahlreichen Folgen; deren Chefkritiker Eduard Korrodi urteilte, seit Thomas Manns «Buddenbrooks» sei kaum mehr ein Roman von solcher Menschfülle erschienen. Weit eher als Thomas Manns Erstling nahm Schaffner allerdings den «Grünen Heinrich» von Gottfried Keller zum Vorbild. Der Zürcher Germanistikprofessor Robert Faesi fand Schaffner Keller gegenüber allerdings zweitrangig, weswegen Schaffner diesen Kritiker wiederum als «Spiesser» mit «kühlem Geschmäcklertum» beschimpfte.

Letzte Demütigung

Unbestritten ist, dass Jakob Schaffner mit dem «Johannes» eine emotional ergreifende, grandiose Schilderung seiner Jugend gelungen ist. Er wurde als Sohn eines frühverstorbenen Herrschaftsgärtners und einer deutschen Magd in Basel geboren; früh übergab man das Kind einer Erziehungsanstalt im südbadischen Beuggen. Schaffners Schilderung des dort herrschenden pietistischen Milieus mit seiner Mischung aus liebevoller Zuwendung, Glaubensvermittlung und körperlicher Züchtigung erschüttert den Leser durch psychologischen Scharfblick ebenso

wie durch sarkastische Distanzierung. Zentral und allgegenwärtig wirkt im Heim «Demutt», der allgewaltige «Herr Vater», ein es zwar gut meinender, aber eifernder Pädagoge, gegen dessen religiöse Tyrannei der begabte, empfindsame Knabe zunehmend Widerstand leistet – und mit seinen Kameraden sogar einen Geheimbund gegen die Repression gründet.

Jakob Schaffners lebendige Gestaltung des Romanpersonals zeugt von tiefer Kenntnis des Menschlichen und Allzumenschlichen im einfachen Volk. Zunehmend rührend, aber auch etwas verflachend wirkt sich die atmosphärische Veränderung durch den natürlichen Charme der Westschweizerin Marie Claude-pierre aus. Dank ihrem Liebreiz gelingt es ihr, die starren, finsternen Prinzipien des Heimvaters ebenso zu durchbrechen wie die verhärtete Gefühlswelt des Romanhelden Johannes. Die tumultuöse, muntere Vielfalt der Heiminsassen verwandelt sich in eine Gottesgemeinschaft von aufrichtig Frommen. Auch Johannes wendet sich zum Glauben und absolviert statt des ersehnten Lehrerseminars eine Schusterlehre.

Bei Jakob Schaffner bildete die Schweiz nicht ein Sehnsuchtsland der Geborgenheit, sondern kleinkarierte Enge. Das Firmenschild «Kümmerly & Frey» empfand er als geradezu exemplarisch. Die drei späteren «Johannes»-Bände stehen im Banne von Schaffners Hinwendung zum Nationalsozialismus. Nach seiner Privataudienz mit Frontenführern bei Bundespräsident Pilet-Golaz geriet Jakob Schaffner 1940 definitiv in den Ruch des geistigen Landesverrats.

Im Jahre 1944 begrub der alliierte Bombenhagel in Strassburg auch Schaffner und seine junge Frau unter den Trümmern. Als die Überreste des Schriftstellers in dessen basellandschaftlicher Heimatgemeinde Buus bestattet werden sollten, erhob sich ein lokaler Proteststurm. Diese letzte Demütigung war allerdings verständlicher als viele der früheren, die Schaffner der Schweiz vorgeworfen hatte. Im grossdeutschen Führerstaat, so meinte er, werde es «nie wieder einem kleinen, begabten, armen Kerl so gehen, wie es mir ergangen ist [...], sondern ihn wird die Volksgemeinschaft nehmen und führen».



Jakob Schaffner: Johannes.
Roman einer Jugend.
Mit einem Nachwort von Peter Hamm.
Nagel & Kimche. 555 S., Fr. 38.90

Seelendrama im Hochmoor

Vor zweihundert Jahren, am 30. Juli 1818, wurde die englische Schriftstellerin Emily Brontë geboren. Ihr Roman «Wuthering Heights» packt und verstört noch heute. *Von Marcus Tschudin*



Ungezügelter Wildheit: Autorin Brontë; Hochmoor in der nordenglischen Grafschaft Yorkshire.

Haworth ist ein Dorf im Westen der Grafschaft Yorkshire, umgeben von einem stürmischen Hochmoor. Die steile, gepflasterte Hauptstrasse führt hinauf zum Pfarrhaus mit angrenzendem Friedhof. Hier leben zwischen 1820 und 1855 die drei legendären Schwestern Charlotte, Emily und Anne Brontë, zusammen mit ihrem Bruder Branwell, ihrem Vater, dem Reverend Patrick Brontë, und ihrer Mutter Maria, die 1821, anderthalb Jahre nach Annes Geburt, einem Krebsleiden erliegt.

Die Geschwister sind früh auf sich allein gestellt; Schulen besuchen sie nur kurz und mit Unterbrüchen. Schon als Kinder beginnen sie eifrig zu lesen und zu schreiben; mit unerhörter Vorstellungskraft erschaffen sie die Traum- und Fantasie-Reiche Angria und Gondal, die sie in zahlreichen Geschichten und Gedichten zelebrieren. Und in ebendiesem Pfarrhaus verfasst Emily als 27-Jährige einen Roman, der in der zeitgenössischen Literatur wie eine Bombe einschlägt; ein wildes, sprachgewaltiges Werk, das jeder Konvention spottet und die sittenstrenge viktorianische Leserschaft bösschockiert: «Wuthering Heights» – «Sturmhöhe» – erscheint 1847 unter dem Pseudonym Ellis Bell, ein Jahr vor dem Tod der Autorin.

Cocktail aus Besessenheit und Rachsucht

Der Roman erzählt von zwei Familien, die über drei Generationen hinweg miteinander

verbunden sind. Die Earnshaws mit dem Sohn Hindley und der Tochter Catherine leben auf der Sturm-umtosten Farm Wuthering Heights; ihre Nachbarn, die Lintons mit den Kindern Edgar und Isabella im nahen Herrenhaus Thrushcross Grange. Eines Tages bringt der alte Earnshaw aus Liverpool einen verwaisten Jungen mit: Heathcliff. Mit ihm beginnen Unfrieden und Unglück in beiden Familien. Catherine fühlt sich unwiderstehlich zu diesem geheimnisvollen, von ihrem Bruder Hindley gehassten Fremdling hingezogen. Dieser erwidert ihre Zuneigung; dennoch heiratet sie gegen ihr tiefstes Gefühl den wohlhabenden Edgar Linton, der Sicherheit und Wohlstand verspricht. Heathcliff glaubt sich verschmäht und verschwindet aus der Gegend.

Als er nach Jahren zurückkehrt, wird Catherine zwischen ihrer Passion für Heathcliff und der Treue zu ihrem Mann aufgerieben und stirbt bei der Geburt ihrer Tochter Cathy. Obwohl Heathcliff von Catherine besessen ist, bewegt er noch vor deren Tod Edgars Schwester Isabella zur heimlichen Heirat. Von ihm misshandelt, verlässt diese ihn vor der Geburt ihres Sohnes Linton. In der Folge setzt Heathcliff seinen Plan, sich an beiden Familien für die erlittenen Demütigungen zu rächen, skrupellos in die Tat um. Er ermutigt Hindleys Trunk- und Spielsucht, gelangt nach dessen Tod in den Besitz der verschuldeten Farm und

drangsaliiert nun seinerseits Hindleys Sprössling Hareton. Nach dem Tod Isabellas holt er seinen kränkenden Sohn Linton nach Wuthering Heights, bringt Cathy, die Tochter seiner verstorbenen Geliebten, in seine Gewalt und zwingt sie, Linton zu heiraten. So fällt schliesslich auch Thrushcross Grange in seine Hände.

Seine Rache ist vollkommen; gleichzeitig quälen ihn Visionen seiner toten Geliebten immer stärker und treiben ihn in eine selbstmörderische Todessehnsucht. Die aufkeimende Liebe zwischen Cathy und Hareton, die sein Vernichtungswerk an beiden Familien wieder aufhebt, berührt ihn nicht mehr. Er stirbt im Rausch seiner Halluzinationen; ein Schäfer sieht ihn in einer gespenstischen Szene mit Catherine vereint durch die Moorlandschaft streifen.

Zerstörerische Leidenschaft

«Wuthering Heights» ist keine herkömmliche Liebesgeschichte, ist nicht «Romeo und Julia» im Hochmoor. Es ist vielmehr die Geschichte einer schicksalhaften Seelenverwandtschaft und der daraus entspringenden Rachsucht eines Mannes gegenüber zwei Familien, die, so glaubt er, sein Leben ruiniert haben. Heathcliff wird als wölfisch, mitleidlos und diabolisch geschildert, ruft aber in seiner unstillbaren Sehnsucht nach Vereinigung mit Catherine auch Mitgefühl hervor. Die zügellose, den Tod

überdauernde Leidenschaft der beiden einander fatal verfallenen Hauptfiguren sprengt alle Grenzen: «Ich bin Heathcliff», ruft Catherine, dieser nennt sie «meine Seele». Im Strudel der mit urtümlicher Gewalt hervorbrechenden Emotionen werden mehrere Leben zerstört; der Aufruhr der Gefühle endet in Wahnsinn und Auslöschung.

Drastischer Realismus und die Präsenz übernatürlicher Kräfte vereinigen sich zu einem Seelendrama, das uns bis heute bewegt, verstört und erschüttert. Die Atmosphäre ist klaustrophobisch; innerhalb eines begrenzten Schauplatzes und einer kleinen Gruppe von Charakteren entwirft Emily Brontë eine auf primitiven Kräften von Liebe und Hass beruhende Handlung, die unaufhaltsam ihrem tragischen Ende zutreibt. Selbst die übersinnlichen Episoden wirken dank der ständigen Gegenwart der wilden Natur und der windgepeitschten Heide durchaus glaubhaft. (Der lautmalerische regionale Dialektausdruck «wuthering» bedeutet stürmisch, windumtost.)

Raffinierte Erzähltechnik

Die Handlung ist sorgfältig strukturiert und orchestriert: Emily Brontë präsentiert die dramatische Geschichte nicht chronologisch, sondern verwebt Vergangenheit und Gegenwart auf kunstvolle Weise. Die Erzählung setzt kurz vor dem Ende des Geschehens ein, als alle Beteiligten ausser Heathcliff, Cathy und Hareton schon tot sind. Lockwood, Mieter von Thrushcross Grange, wird ahnungsloser Zeuge der unverhohlenen Feindseligkeit in Wuthering Heights; ihm schildert die langjährige Haushälterin Nelly Dean die Ereignisse bis zum Einsetzen des Romans. Nach der

Die Kritiker der ersten Stunde reagieren nach der Publikation des Romans irritiert und feindselig.

Rückkehr Lockwoods im folgenden Jahr fügt sie den Bericht von Heathcliffs Tod an. Der Nachteil dieser Flashback-Technik besteht darin, dass die Erzählerin ihr Wissen über alle Vorgänge nur auf Kosten der Wahrscheinlichkeit erhalten kann. Dafür schafft sie eine Handlungsnähe, die unter die Haut geht. Gesteigert wird die Unmittelbarkeit auch dadurch, dass sich die Autorin nie allwissend einmischt, was die Zwangsläufigkeit des Geschehens verschärft.

Konsternierte Viktorianer

Die Kritiker der ersten Stunde reagieren nach der Publikation des Romans irritiert und feindselig. Zwar spüren sie seine emotionale und sprachliche Wucht, tadeln ihn aber als animalisch, konfus und bar jeder Moral. Ein derart erbarmungsloser Rachsüchtiger wie Heathcliff ist den Viktorianern noch nicht be-

gegnet; auch keine zerrissene Gestalt wie Catherine, die ihre wahre Natur verrät und damit ihren Tod geradezu herbeizwingt. «Wie es ein Mensch fertigbringen kann, ein solches Buch zu schreiben, ohne nach zwölf Kapiteln Selbstmord zu begehen, ist ein Mysterium», schreibt einer.

Als bekannt wird, dass sich hinter dem Pseudonym Ellis Bell eine junge Frau verbirgt, erregen die ungezügelt Wildheit einiger Charaktere und die Brutalität der Handlung noch mehr Aufsehen. Und doch scheinen einige Rezensenten wider Willen fasziniert gewesen zu sein: «Ein seltsames Buch – doch unmöglich, es zu beginnen und nicht zu beenden ...» Von der Erstausgabe werden beachtliche 500 Exemplare verkauft.

Emily die Rätselhafte

Emily Brontës Kunst gehört zu den grossen Rätseln der Literatur: Wie kann sie schildern, was sie nie erlebt hat, wie diesen Roman voller Gewalt und Leidenschaft zu Papier bringen? Es bleibt ein Geheimnis. Zeitzeugen beschreiben sie als zurückgezogene, schroffe Persönlichkeit; als eigensinniges, rebellisches Naturkind, das nicht selten zu Wutausbrüchen neigt, aber auch warmherzig und empfindsam sein kann.

Zusammen mit ihrer Schwester Charlotte besucht sie zwei Internatsschulen, arbeitet auch kurz als Lehrerin und reist 1842 nach Brüssel, um dort Französisch zu studieren. Sie erlebt die Schuldisziplin aber als unerträgliche Tortur und kehrt bald nach Haworth zurück, wo sie sich fortan um den Familienhaushalt kümmert. Nie ist sie ganz von dieser Welt; am wohlsten fühlt sie sich bei ihren einsamen Streifzügen über die menschenleeren Moore. Welche Stürme in ihrer Brust toben, können wir nur ahnen. Im Anblick des Nachthimmels überkommen sie Visionen und Traumgesichter, weiss sie sich mit absoluten Mächten verbunden, wovon auch ihre sehnsüchtigen Gedichte zeugen.

Bald nach der Veröffentlichung von «Wuthering Heights» geht es mit Brontës Gesundheit rasch bergab. Sie erkrankt an akuter Tuberkulose, weigert sich aber beharrlich, ärztliche Hilfe anzunehmen. Die letzten Stunden ihres kurzen Lebens sind qualvoll: keuchender Atem, rasselnder Husten, Fieberschübe. Ein schreckliches Spektakel, wie Charlotte berichtet. Emily Brontë stirbt am 19. Dezember 1848 im Pfarrhaus von Haworth, dreissig Jahre alt. Draussen ist es düster und frostig; über das nahe Hochmoor, das sie so sehr liebte, heult stürmischer Wind. Er singt das wilde Lied von Catherine und Heathcliff.



Emily Brontë: Sturmhöhe. Übersetzt von Ingrid Rein. Reclam. 470 S., Fr. 13.90

Knorr's Krimis



Böses in der Showa-Zeit



Kaum erschienen, schon war er in der Krimi-Bestenliste und wurde hymnisch gelobt. Der über 700 Seiten dicke Thriller des Japaners Hideo Yokoyama war zuvor schon in einer englischen Übersetzung erschienen. Vielleicht deshalb die Rasanz der Rezensenten. Die deutsche Übersetzung beruht auf der englischen. Wieso nicht auf dem japanischen Original? Und wieso wird der Wälzer als Thriller bezeichnet? In Tat und Wahrheit entfaltet Yokoyama ein gewaltiges Gesellschaftspanorama der hierarchisch strukturierten japanischen Gesellschaft am Beispiel japanischer Polizeibürokratie. Es geht um einen ungelösten Entführungsfall, der nun, vierzehn Jahre später, wieder aktuell wird. Der Polizeichef will mit dem Vater des Opfers medienwirksam trauern. Doch der verweigert den Besuch, worauf Mikami, Pressechef der Präfektur B, beauftragt wird, den Vater umzustimmen. Mikami arbeitet sich in den Fall ein und stösst auf eine Reihe von Seltsamkeiten. Die Recherche gewinnt noch an Brisanz, weil Mikamis Tochter Ayumi seit drei Wochen verschwunden ist. Mikami fühlt sich zunehmend stranguliert von den hierarchischen Strukturen. Das ist sehr informativ und unterhaltsam, aber auch anstrengend, angesichts der zahlreichen Namen, die verwirren können. Der seltsame Titel, «64», bezieht sich zum einen auf die Aktenziffer, unter der der Entführungsfall abgelegt wurde, und zum anderen auf das 64. und letzte Jahr der sogenannten «Showa-Zeit», das Jahr 1989, in dem Kaiser Hirohito starb.

Hideo Yokoyama: 64. Atrium. 768 S., Fr. 38.90

Böses aus Schweden



Skandinavische Krimis werden allmählich zur Plage und entsprechen nicht immer dem hohen Ansehen, das sie nach wie vor geniessen. Der Erstling von Mark Johnson, Ex-Polit-Berater, gehört nicht dazu, schon weil er im Polit-Milieu spielt und wieder einmal demonstriert, wie es um den einstigen Vorzeigestaat steht: mies. Industrielobbyisten wollen Energieneuheiten des Regierungschefs verhindern. Mit viel Wissen erzählt Johnson rigoros drauflos, und zwar – wie sich's für den Norden gehört – reichlich düster.

Mark Johnson: Die schlichte Wahrheit. Rowohlt. 352 S., Fr. 16.90

Eine Nase für Kate Middleton

Robert Müller-Grünow entwirft seit zwanzig Jahren Duftkonzepte. Er stattet Autos, Bäckereien oder Arztpraxen mit Wohlgeruch aus. Und auch mal die Westminster Abbey, wenn dort ein britischer Thronfolger heiratet. *Von Beatrice Schlag*

Er ist kein Parfümeur und kein Chemiker. «Meine Nase ist nicht feiner als die anderer Leute, nur trainierter», sagt Robert Müller-Grünow. Er ist ein Pionier in Dufttechnologie und dem Wissen, welche Gerüche bei Menschen welche Emotionen auslösen. Zu seinem Bedauern wird der Geruchssinn von den meisten Menschen inzwischen so vernachlässigt, dass sie nicht mehr wahrnehmen, wie sehr Gerüche ihre Gefühle bestimmen. Denn Düfte werden nicht vom Intellekt gefiltert und halten sich länger in der Erinnerung als alle anderen Sinneswahrnehmungen.

Herr Müller-Grünow, Vanille gehört zu den Düften, die Sie Ihren Kunden am häufigsten empfehlen – warum?

Ganz einfach: Die Muttermilch und sämtliche Ersatzprodukte für Muttermilch haben einen Vanille-Beigeschmack. Vanille ist ein Geruch, der weltweit Gefühle von Sicherheit, Beschütztsein und Wohlbefinden auslöst. Als ähnlich beschützend empfinden Menschen nur den Duft der Natur, die einem von klein auf vertraut war.

Ab wann können wir riechen?

Embryos beginnen etwa ab der 28. Schwangerschaftswoche zu riechen und Vorlieben zu entwickeln, aufgrund dessen, was die Mutter isst. Die meisten Geruchsvorlie-

«Kaum hatten die Frauen die Pille abgesetzt, konnten sie ihre Partner nicht mehr riechen.»

ben, abgesehen von Vanille, sind daher kulturell bedingt, also regional. Eine Ausnahme ist erstaunlicherweise das Waschmittel Persil. Viele Waschmittel duften in jedem Land anders. Persil scheint einen Universalgeschmack zu treffen.

Sie haben beruhigenden Orangenduft erfolgreich im niederländischen ÖV eingesetzt.

Der Vandalismus nahm mit der Beduftung deutlich ab. Aber umgesetzt wurde das Projekt nur testweise, wie so oft in Mitteleuropa. Alle finden es toll, aber dann ist da kein Geld, keiner, der zuständig sein will. Beduftung ist etwas Neues, da kennt sich niemand aus. Jeder hat Angst, sein Budget werde kannibalisiert.

An wen denken Sie, wenn Sie für die Autoindustrie arbeiten?



Ungefilterte Emotionen: Duftforscher Müller-Grünow.

Die sogenannte Markenpersönlichkeit, die man anzusprechen hofft, wird vom Kunden definiert. BMW ist sportlich-männlich, also muss der Duft auch so sein. Ein Volkswagen soll viel weniger emotionalisierend riechen als ein Porsche. Der Geruch von Leder, Holz und Tabak, den wir einmal für Rolls-Royce herstellten, wäre undenkbar für den Golf. In Elektroautos wird der Duft vermutlich superclean sein. Für einen Mini Cooper, den

vor allem jüngere Frauen fahren, würde ich einen fast schon quietschigen Duft wählen, süsslich-funky.

Sie sagen, dass Mieter mit den von Ihnen bedufteten Leihwagen viel ordentlicher als mit unbedufteten umgehen.

Wenn ein Duft sauber riecht, ändert man sein Verhalten. In unseren Regionen werden vor allem Zitrone, Orange und Bergamotte als sauber wahrgenommen. Die lustigste Studie

dazu wurde in den Niederlanden in zwei Klassenräumen gemacht, von denen einer nach Zitrusduft roch. Die Leute in den Räumen mussten ihr Essen mitbringen und den ganzen Tag lang schwierige Aufgaben lösen. Im bedufteten Raum gab's am Abend weder Krümel noch Abfall, im unbedufteten blieb der ganze Müll liegen.

Jasminduft wirkt nachweislich einschläfernder als Baldrian. Warum nehmen Menschen mit Schlafstörungen kein Jasminöl?

Weil ein Kilo Jasminöl um 12 000 Euro kostet. Frische, ungeschälte Orangen auf dem Nachttisch können aber auch helfen. Meine Mutter hat immer Orangen neben dem Bett.

Wieso sagen Sie, unsere Nasen seien stumpf geworden?

2002 machten wir zum ersten Mal Raumbefugung. Wir sollten Hotellobbys beduften, und zwar auf Wunsch des Auftraggebers so intensiv, dass ich dachte, ich bekäme keine Luft mehr. Die anschließende Bewertung durch die Hotelgäste ging steil nach oben. Nichts ausser dem Duft war verändert worden, aber die Kunden fanden das Hotel schöner, das Personal zuvorkommender. Am Schluss fragten wir, ob sie einen Duft wahrgenommen hätten. Von 302 Befragten sagten 301 nein. Das ist typisch. Das Resultat ist in fast allen vergleichbaren Studien dasselbe. Wir haben Duft nicht mehr im Bewusstsein. Wir reagieren absolut emotional auf Gerüche, aber wir bemerken sie nicht mehr. Dabei riecht alles. Es gibt keine duftneutrale Umgebung.

Den allmählichen Bedeutungsverlust des Riechens erkannte schon Sigmund Freud, allerdings ohne Bedauern. «Das Zurücktreten der Geruchsreize», so schrieb er 1930, «ist die Folge der Abwendung des Menschen von der Erde und des Entschlusses zum aufrechten Gang.» Der Mensch war kein kriechendes und schnüffelndes Geschöpf mehr, dessen Geruchssinn lebenswichtig war. Robert Müller-Grünow plädiert dennoch energisch dafür, die eigene Nase wieder zu schärfen. Denn gerade weil der Geruchssinn ungefiltert Emotionen auslöse, sei es unverzichtbar, bewusst zu riechen und zu lernen, welche Düfte welche Reaktionen hervorrufen.

Wieso können manche Menschen einander riechen und andere nicht?

Unser körpereigener Geruch vermittelt alle genetisch relevanten Informationen unseres Immunsystems. Damit erfährt die oder der andere, ob es vorteilhaft ist, gemeinsam Kinder zu zeugen, das heisst, ob da ein Immunsystem ist, das hat, was einem selber fehlt.

Vielen Menschen ist der Hautgeruch anderer beim Kennenlernen kaum bewusst.

Wenn man seinen Geruchssinn trainiert, wird er einem bewusst. Der Mensch hat ein Genpool von potenziell 700 Riechrezeptoren. Davon sind durchschnittlich nur 350 ausgebildet. Sie sind bei jedem anders. Es gibt also Duftmoleküle, die manche gar nicht riechen können.

Frauen haben in der Regel einen feineren Geruchssinn als Männer. Was lief schief, als die Antibabypille auf den Markt kam?

Studien über dreissig Jahre zeigten, dass Frauen, die die Pille nahmen, als sie ihren Partner kennenlernten, nach dem Absetzen der Pille signifikant höhere Trennungsraten hatten als Frauen, die die Pille nicht genommen hatten. Das liegt mit aller Wahrscheinlichkeit daran, dass die damals hormonell noch sehr hoch dosierte Pille das Präferenzprofil von Frauen völlig verkehrte: Sie tendierten zu Männern mit möglichst ähnlichem Körpergeruch und Im-

«Wir machen Düfte für Ställe, damit die Kühe ruhiger sind, wenn sie gemolken werden.»

munsystem. Kaum hatten sie die Pille abgesetzt, konnten sie ihre Partner nicht mehr riechen. Dann ist eine Beziehung nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Sie beduften auch Bäckereien. Wieso? Die riechen doch herrlich.

Die meisten Bäckereien backen mit Schnellbacköfen vor Ort und leiten den Duft bewusst raus, wo man ihn wahrnehmen kann. Wir haben einige Kunden unter den Bäckereiketten, bei denen man sich auch hinsetzen kann. Die backen zentral. Dort leiten wir Vanille-Karamell-Duft ein, weil man sich dabei einfach wohlfühlt. Aber das machen wir relativ selten. Mein Lieblingsthema sind abstrakte Marken, für die wir einen neuen Duft entwickeln können. Oder wenn es darum geht, Situationen zu verbessern. Wir machen zum Beispiel Düfte für Ställe, damit die Kühe ruhiger sind, wenn sie gemolken werden. Dann dauert das Melken nicht so lange.

Wie beruhigt man Kühe mit vollem Euter?

Mit dem Duft von frischgeschnittenem Gras. Das macht sie ruhig, weil es baldiges Futter verspricht.

Warum werden Arztpraxen beduftet?

Weil man damit das Gefühl, sich besser zu fühlen, direkt beeinflussen kann. Wenn die Leute beim Zahnarzt Angst haben, sind Vanille und Orange einfache Mittel, diese zu verringern. Aber beim Kinderarzt duftet es anders als beim Schönheitschirurgen, je nachdem, was der Arzt mit dem Duft bezweckt.

Haben Sie nie das Gefühl, die Leute zu manipulieren?

Nein. Erstens verstehen wir unter Beduftung nicht, irgendwo ganz viel Duft reinzu-

bringen. Wir verändern das Duftprofil nur ganz marginal und subtil. Wir benutzen nie Spray, sondern zum Beispiel kleine Kästchen mit einer gelartigen Duftkartusche drin und einem Ventilator, der den Duft sehr niedrig dosiert trocken verteilt. Dadurch kommt es nicht zu allergischen Reaktionen, weil man gar keinen Kontakt mit dem Material hat.

Aber es kommt zu emotionalen Reaktionen, die den Leuten nicht bewusst sind.

Duft ist ein Gestaltungsmittel wie jedes andere auch. Manipuliert wird auch mit Licht, Farben und Materialien. Und wenn Menschen ihrer Nase Aufmerksamkeit schenken, entfällt das manipulative Element.

Müller-Grünows Firma Scentcommunication, in der er mit seinem zwölfköpfigen Team arbeitet, ist in einer alten Kölner Backsteinfabrik mit Blick auf den Rhein untergebracht. Jeden Tag, sagt er vergnügt, rieche es hier anders. Er wedelt mit Duftkartuschen für die Deutsche Telekom und andere Kunden vor meiner Nase. Die Gerüche sind frisch und sehr leicht. Nicht zu vergleichen mit den Duftwolken in Parfümabteilungen.

Sie haben in zwanzig Jahren mit Ihrem Team über 5000 Beduftungsnoten entwickelt, aber nur ein einziges Parfüm.

Aus Jux. An einer Konferenz in den USA, bei der neue Parfüms vorgestellt und benotet wurden, präsentierten wir einen Duft, der im Wesentlichen aus frischem, unzersetztem Sportschweiss bestand. Er wurde mit Abstand am höchsten benotet.

Was war Ihr prominentester Auftrag?

Die Beduftung von Westminster Abbey, als Kate Middleton und Prinz William heirateten. Das Projekt lief über den Parfümeur Michael Boadi in London, mit dem wir einige Konzepte erarbeiteten, aus denen der «White Gardenia Petals»-Duft hervorging, der von Kate getragen wurde und den sie dann auch in der Kirche haben wollte.

Ist Ihr Buch beduftet?

Beduftet ist einzig das beigelegte Lesezeichen. Aber wir haben darauf geachtet, dass das Papier gut ist und die Druckfarbe nicht riecht. Manche Bücher, vor allem Kunstbücher, riechen ja ganz schrecklich.



Robert Müller-Grünow:
Die geheime Macht der Düfte.
Warum wir unserem Geruchssinn mehr vertrauen sollten.
Edel-Verlag. 256 S., Fr. 28.90

Grosse Gefühle auf dem Eichhörnli-Weg

Die Schwyzer Bestsellerautorin Blanca Imboden schreibt anrührende Geschichten über Menschen aus dem Volk. Das Publikum liebt sie, das Feuilleton ignoriert sie.

Von Rolf Hürzeler

Arosa ist dort, wo die Eichhörnchen leben. «Die winzigen Wesen tauchen plötzlich irgendwo auf, rechts oder links. Eines klettert tatsächlich mein Hosenbein hoch. Sie sind unglaublich schön...» Das ist die Gefühlswelt von Liz Lenzlinger. Sie ist das fiktive Alter Ego der 55-jährigen Ibächler Schriftstellerin Blanca Imboden, die mit diesem Roman «Arosa» soeben ihr sechzehntes Buch herausgegeben hat. Nachdem sie zuerst für den deutschen Verlag Piper geschrieben hat, ist sie nun bei Wörterseh und gilt dort als Star. «Arosa» ist seit Wochen in der Schweizer Bestsellerliste, war zeitweilig sogar auf Platz zwei.

Als «Rosamunde Pilcher vom Vierwaldstättersee» stellt der frühere Fernsehmann und Werber Frank Baumann Imboden an der Buchvernissage in Arosa vor. Das ist so witzig wie falsch. Denn die Schottin schreibt ihre Geschichten über die reichen Leute, die sich gegenseitig um Millionen-Erbschaften betrügen, bei ihr haben die kleinen Leute nichts zu sagen. Nicht so bei Blanca Imboden: Sie erzählt vom Volk, von einem Zimmermädchen etwa, einem Süsswasserkapitän oder einem italienischen Barpianisten, der es faustdick hinter den Ohren hat. Die höchsten der Gefühle löst ein Hoteldirektor aus, der seinen Gästen gerne einen Polo-Hofer-Ohrwurm vorträllert, wenn sie es wünschen.

Kleines Drama

Blanca Imboden ist eine Erzählerin mit Herz: «Ich schreibe moderne Heimatromane», sagt sie im Arosener Hotel «Kulm», dem Ort des Geschehens in ihrem neuen Roman. «Wandern ist doof», lautete der Titel ihres ersten Bestsellers über eine Deutsche, die wider Willen dem Reiz der roten Socken erliegt.

Imboden verwebt freimütig Selbsterlebtes mit Erfundenem, was ihren Büchern eine anrührende Emotionalität verleiht. «Die Eichhörnli-Geschichte habe ich tatsächlich erlebt», sagt sie. Die Zutraulichkeit der putzigen Tierchen gehe ihr noch heute nahe. Blanca Imboden wirkt auf den ersten Blick wie die Antithese zu einer Schriftstellerin. Es sprudelt geradezu aus ihr heraus, sie erzählt Geschichte um Geschichte, eigene und andere – köstlich unterhaltend. Würde man in einer TV-Sendung die «Volksnächste Schweizerin des Jahres» wählen, müsste die Kür auf Imboden fallen – Jahr für Jahr.

Blanca Imbodens «Arosa»-Geschichte geht so: Eine Schriftstellerin erhält einen gespon-

serten Aufenthalt im Nobelhotel «Kulm» geschenkt. Sie landet dort und hat keine Ahnung, was sie schreiben soll. Aber wie das Leben so spielt, fliegen ihr die Geschichten nur so zu. Das verleiht dem Roman etwas Episodenhaftes. Kaum hat die Autorin dem Leser einen kleinen Höhepunkt gegönnt, kommt die Antiklimax mit einem kleinen Drama, das wiederum zu einem mehr oder weniger guten Ende führt. Dabei scheut die Autorin keinerlei Gefühle – von himmelhochjauchzend bis zu Tode betrübt ist alles zu haben.

Sie reichert ihre Geschichten mit zahlreicher Prominenz an, die sie munter durcheinandermischt: Vom früheren TV-Direktor Ueli Haldimann über die Schriftstellerin Brigitte Kronauer bis zum Wahrsager Mike Shiva kommen viele zu Ehren. Vor allem aber die ehemalige

Blanca Imboden verkauft mehr Bücher als die meisten Schweizer Schriftsteller.

Jass-Moderatorin Monika Fasnacht, die aus dem richtigen Leben als Fiktion in den Roman tritt und eine Wandergruppe ins Hotel bringt, die zwar die Protagonistin Lenzlinger zuerst nervt, die sie aber dann doch ganz nett findet.

Blanca Imboden stammt aus einer Familie mit sechs Kindern: «Der Vater war Schlosser, das Geld fehlte an allen Ecken und Enden.» Ebenso wie die Bücher, sie fand sie in der lokalen Bibliothek, wo sie als Mädchen regelmässig Kundin war. In der fünften Klasse begann die junge Blanca mit Schreiben, absolvierte später eine Handelsschule und landete bei der damaligen *Neuen Schwyzer Zeitung*, wo sie als redaktionelle Mitarbeiterin arbeitete. Sie fand den Mann ihres Lebens, den Musiker Hans Gotthardt, die beiden traten als Duo auf; er spielte Keyboard, sie Gitarre.

An dieser Stelle verweben sich wiederum Realität und Erfundenes. Nicht nur die «Arosa»-Protagonistin Liz Lenzlinger weilt zu einem gesponserten Aufenthalt in Arosa. Auch Blanca Imboden war letzten August mit ihrem Mann Hans im «Kulm» eingeladen, um dort Impressionen für einen Roman zu sammeln: «Das war zuerst komisch, denn ich bin der Migros-Restaurant-Typ.» Doch an das Mondäne gewöhnt man sich schneller, als man denkt: «Das waren die schönsten Ferien meines Lebens», sagt sie. Leider waren es auch die letzten mit ihrem Lebensgefährten. Er verstarb

ein paar Monate später auf einer Wanderung an einem Herzstillstand, die 35-jährige Partnerschaft ging abrupt zu Ende. Jetzt, da Imboden wiederum im «Kulm» sitzt, sagt sie, es gehe ihr gut: «Aber ich hatte ein bisschen Angst, hierher zurückzukehren.» Eine Geschichte, die das Leben schrieb, Blanca Imboden hätte sie erfunden haben können.

Zimmermädchen-Erfahrungen

Wie unerbittlich das Leben ist, erfährt Imboden allorts: Gegen 100 000 Bücher hat sie in den letzten Jahren verkauft, mehr als die meisten Schweizer Schriftsteller. Doch selbst davon kann sie nicht leben. Darum arbeitet sie seit zwei Monaten als Seilbahnlerin der Stanserhorn-Bahn, eine Touristenattraktion, weil man bei der oberen Bahn auf dem Dach stehen kann. «Ich musste mich neu einarbeiten», sagt sie und berichtet von den Imponderabilien, die ein Bähnli-Leben mit sich bringt: «Man löst etwa bei der alten Standseilbahn schnell einmal eine Fangbremsung aus.» Dann muss sie mit einem Schraubenschlüssel den Wagen wieder flottkriegen: «Ich bin leider keine begnadete Handwerkerin», sagt sie dazu, und man glaubt ihr, dass sie lieber Romanes schreibt.

Zum Beispiel über ein Altersheim. Ihre pflegebedürftige Mutter verbrachte die letzten Lebensjahre in einem Heim, Imboden besuchte sie dort regelmässig. Jetzt schreibt sie einen Roman über eine alte Dame, den sie mit neuen Recherchen über ein Haus in Affoltern am Albis anreichert. Sie sprach dort mit Patienten und Pflegepersonal, um die Atmosphäre möglichst genau hinzubekommen. Ohne Prophet zu sein, lässt sich voraussagen, dass es in dieser neuen Geschichte wiederum zu Dramen kommen wird: Liebe im Alter, renitente Senioren, die gerne mal mit dem Stock um sich hauen – und natürlich ist der Schnitter nicht fern.

Eine ähnliche Recherche leistete sich Imboden letztes Jahr im Hotel «Kulm». So sprach sie dort lange mit einem portugiesischen Zimmermädchen, das von seinen Erfahrungen an früheren Arbeitsstellen berichtete: Immer wieder musste sie sich zudringliche Gäste vom Leib halten, und viele liessen ihr Zimmer als ein Schlachtfeld zurück, so dass das Personal die Loge wieder bewohnbar schrubben musste – und das alles für einem schäbigen Lohn. Gewissermassen als kleine Entschädigung für diese Mühsal im Alltag gönnt die Autorin ihrem «Arosa»-Zimmermädchen eine Karriere, aber nicht etwa wegen eines generösen



«Ich mag alles – ausser Fantasy»: Erfolgsschriftstellerin Imboden.

Prinzen. Denn Geld, diesen Eindruck vermittelt Imboden, ist alles andere als das Mass aller Dinge – typisch bodenständig eben.

Wenn sie gerade nicht als *Bähnli*-Pilotin im Einsatz steht oder hinter dem Computer sitzt, liest Imboden viel. «Ich mag alles – ausser Fantasy.» Ein bisschen Realitätsbezug sollte ihre fiktionale Welt haben. Dabei fordert sie allerdings ihre Leserschaft mit schrägen Geschichten gedanklich ziemlich heraus: Etwa wenn ein russischer Hotelgast in Arosa Eichhörnchen sammelt, lebendige, wohlverstanden, und diese in seinen Kleiderschrank sperrt. Den russischen Gästen in der Schweiz lässt sich vieles unterstellen, aber dass sie arme Tierchen quälen eher weniger – doch wer weiss?

Wer glaubt, dass Imboden ihre Geschichten so aus dem Kopf sprudeln, wie das Wasser aus einem Arosener Bergquell plätschert, der täuscht

sich. «Schreiben artet oft in Arbeit aus», sagt sie, «ich kann mich nicht einfach hinsetzen, und dann kommt die Idee.» Vielmehr feile sie an ihren Sätzen herum und schreibe einzelne Passagen manchmal mehrmals um. «Aber ich schreibe keine hohe Literatur», sagt Blanca Imboden auch. Sie will ihre Leser und wahrscheinlich vor allem ihre Leserinnen zufriedenstellen. Wenn sie das weiterhin schafft, ist schon viel erreicht. So sollte es ihr eines Tages möglich sein, den Schraubenschlüssel für die Fangbremsung aus der Hand zu geben.



Blanca Imboden: Arosa. Wörterseh. 224 S., Fr. 26.90

Sprache

Mundpropaganda

Es ist an der Zeit, uns ein Buch auf den Kopf zu hauen.

Von Max Wey

Wilhelm Busch hat so gereimt: «Es ist ein Brauch von alters her: / Wer Sorgen hat, hat auch Likör!» Es geht hier aber nicht um Alkohol, sondern um die Wendung «von alters her» oder «seit alters». Immer häufiger liest man in den Zeitungen «seit alters her», eine unzulässige Kontamination (Vermengung). Es könnte gut sein, dass diese Fügung mal in einem Wörterbuch steht. Dann würde sie das gleiche Schicksal ereilt haben wie früher schon «seit jeher». Im Duden-Band Nummer neun von 1972 noch als falsch angegeben, wurde «seit jeher» – ein Zusammenzug von «seit je» und «von jeher» – so häufig verwendet, bis der Duden eingeknickt ist. Duden erfindet ja bekanntlich keine Wörter, sondern bildet Sprachwirklichkeit ab.

Sollen wir uns grämen? Unbedingt. Sie sollten den Duden gegen Ihren Kopf schlagen, bis Sie nicht mehr wissen, ob Sie die *Weltwoche* oder die *Wochenzeitung* abonniert haben. Ist das mein Ernst? Aber nein, bleiben wir gelassen. Gestern falsch – heute richtig, dafür gibt es etliche Beispiele. Lessing hat in «Emilia Galotti» geschrieben: «Er schoss Knall und Fall den einen nieder.» Das wäre auch heute noch richtig, es wird aber fast nur noch «Knall auf Fall» geschrieben, was unlogisch ist. Die Paarformel entstammt der Jägersprache; erst erfolgt der Knall, dann der Fall.

Das juckt keinen mehr, es brennt niemandem mehr auf den Nägeln. Ja, «auf den Nägeln». Heute lesen wir mehrheitlich «unter den Nägeln». Zwar ist nicht genau bekannt, woher die Redensart stammt. Sicher ist aber, dass es ursprünglich nur «auf den Nägeln» hiess. Hans Fallada in «Ein Mann will nach oben»: «Sie lassen mich doch wieder sitzen, wenn uns die Arbeit am meisten auf den Nägeln brennt!» Wahrscheinlich geht die Redensart auf die Mönche zurück, die sich früher kleine Wachskerzen auf die Nägel klebten, um in der Frühmesse lesen zu können.

Allen, die schreiben, ist es selbstredend unbenommen, die jeweils ursprüngliche Form zu verwenden. Ich würde Sie sogar auffordern, dafür etwas Mund-zu-Mund-Propaganda zu machen. Nein, halt, machen Sie besser nur Mundpropaganda, das ist schlauer, denn die Propaganda geht ja von Mund zu Ohr. Und nun ist es doch an der Zeit, uns ein Buch auf den Kopf zu hauen, diesmal ein dickeres. Ich schlage vor: «Deutsches Universalwörterbuch» von Duden, denn dort hat «Mund-zu-Mund-Propaganda» bereits Einzug gehalten.



Die Bibel

Nein

Von Peter Ruch

Mit Dornen und Disteln wird das ganze Land überwuchert sein (Jesaja 7, 24). Der Prophet droht den Israeliten mit der Verwilderung des Landes. Kultur bedeutet ja, dass der Mensch die Natur steuert. Er räumt natürliche Dinge beiseite, pflanzt Gewächse an, die ihm nützen, und schützt sie gegen «Unkraut». Oder er nimmt Tiere in seine Obhut und hält deren Feinde fern. Langwierige Züchtungsprozesse haben eine raffinierte Kultur und hohe Erträge ermöglicht. Auswählen, fördern und gestalten bedeutet stets zugleich ausschliessen, verhindern und Vernichten. Wir wissen inzwischen, dass diese Bemühungen langfristig andere Effekte als die gewünschten zeitigen können. Das ändert aber nichts daran, dass jede Kultur eine starke Negation benötigt. Nicht zufällig spielt das Tabu in den Naturreligionen eine wesentliche Rolle. Das Wort stammt aus Polynesien und wurde im 19. Jahrhundert zu einem religiösen Fachausdruck. Es meint verboten und gefährlich und kann sich auf Religiöses wie Alltägliches beziehen. Leider gibt es groteske Auswüchse, etwa wenn Fürsten das Volk mit Tabus knechten. Grundsätzlich richten sich Tabus gegen Unordnung und Sittenverfall.

Auch die Zehn Gebote sind bis auf zwei Ausnahmen, nämlich das Sabbatgebot und die Weisung, seine Eltern zu ehren, negativ formuliert. Sie lassen innerhalb ihrer Abgrenzungen einen grossen Spielraum des Handelns. Ebenso wehrt das Neue Testament den Irrtümern und Irrwegen nach allen Seiten. Allein in der Bergpredigt (Matthäus 5–7) verwendet Jesus über fünfzigmal das Wort «nicht». Kernaussagen sind oft ausschliessend: *Mein Reich ist nicht von dieser Welt* (Johannes 18, 36). Orientierung beginnt damit, dass ich mir Klarheit darüber verschaffe, was ich vermeiden will, weil es mir oder sonst wem schadet. Das erfordert Kraft und Klugheit. Kraft braucht auch das Nein in der Erziehung, in der Gemeinschaft, in der Politik. Gewiss ist Neinsagen kein Wert an sich. Aber Jasagen ist es noch viel weniger. Und Werte entstehen viel eher aus dem Nein als aus dem Ja.

Peter Ruch war Gemeindepfarrer in drei Gemeinden und lebt heute in Küssnacht am Rigi.



Steppe, Weite, Leere: Brady Jandreau in «The Rider».

Kino

Die Jugend versickert

«The Rider» ist ein in jeder Hinsicht ungewöhnlicher Neo-Western, der ein grosses Publikum verdient hat.

Von Wolfram Knorr

Blutrot kündigt die Sonne den zur Neige gehenden Tag an, während davor der einsame Reiter über den Bergkamm galoppiert. So kennt man die Cowboy-Romantik, wenn der Parnass der Freiheit erreicht ist und der Reiter sich in der Tiefe des Raums auflöst. Die *magic moments*, die Traumessenz der Hollywood-Western. Derartige Situationen sind Brady Blackburn (Brady Jandreau) aus South Dakota nicht fremd, aber nur noch als ferne Erinnerung, die er verzweifelt zu halten versucht. Eine wilde Stute hat ihm den Schädel lädiert. Mit einer Stahlplatte im Kopf, warnen ihn die Ärzte, kein Pferd mehr zu besteigen. Doch Selbstwert und Identität des jungen Brady, eines Nachfahren der Lakota-Sioux-Indianer, sind die Pferde. Mit ihnen ist er gross geworden, er hat sie zugeritten und ins Herz geschlossen. Im Pine-Ridge-Reservat, einer Region mit einer Arbeitslosigkeit von 85 Prozent, gewähren nur sie eine solide Existenz. Also steigt er trotz Ermahnungen wieder in den Sattel und erlebt die alte beseligende Kraft – ehe er kotzend im Gras landet.

«The Rider» ist ein ganz und gar ungewöhnlicher Neo-Western. Nur leider wird er im Schatten der Blockbuster kaum ein grosses Publikum finden. Doch das hat diese ungewöhnliche Studie eines jungen Cowboys in einer von der Welt vergessenen Gegend nicht

verdient. Autorin und Regisseurin ist Chloé Zhao, 1982 in Peking geboren. Sie war in England im Internat, studierte Politikwissenschaft in Massachusetts und Film in New York. Nach mehreren Kurzfilmen drehte sie 2015 «Songs My Brothers Taught Me» über ein Lakota-Geschwisterpaar. Bei den Dreharbeiten lernte sie Brady Jandreau kennen. Als dieser zwei Jahre später bei einem Rodeo-Unfall schwer verletzt wurde, hatte sie ihre nächste Story, und die ganze Jandreau-Familie spielte mit. Zhao änderte nur Kleinigkeiten.

«The Rider» ist ein Spielfilm, der Authentizität wie ein Löschblatt aufsaugt. Er atmet sinnliche Kraft, man meint Pferde, Gras und das Milieu zu riechen, ist ganz nahe und zugleich in respektvoller Distanz zu den jungen Männern am Lagerfeuer und am Rodeozaun bei ihren spröden, rauen Plaudereien. Gesichter, in denen die Jugend versickert, schillern zwischen Härte, Sehnsucht und Schwerfälligkeit, in ihnen manifestieren sich Steppe, Weite, Leere; und in Bradys offenem Blick nimmt man den Frust und die Wut über sein Schicksal wahr. Wenn er seinen alten Freund, den schwerbehinderten Lane Scott, im Pflegeheim besucht, dessen Pferd sein Leben zerstörte (hier griff Zhao ein: Der einstige Rodeoathlet ist in Wahrheit das Opfer eines schweren Auto-unfalls), ihm in den Sattel hilft, sind diese Sze-



queme Frau schaffen, kein Opfer». Stimmt, nur leider kippt das «Unbequeme» ab und an ins nervig Exaltierte. ★★★☆☆

Candelaria — Kuba in den 1990er Jahren: Die Versorgungslage ist düster, das Elend gross, der Schwarzmarkt blüht. Candelaria und Victor müssen im hohen Alter noch arbeiten, um über die Runden zu kommen. Ihre Liebe ist darüber erkaltet. Da findet Candelaria eines Tages eine Videokamera. Damit verändert sich ihre Beziehung. Die Kamera weckt Neugierde, Spielerei und altes Begehren. Das ist hübsch und originell gemacht, aber viel zu langatmig. Der Witz, über die Kamera Lebensfreude neu zu entdecken, wird zu selten ausgespielt. ★★★☆☆



Pubertäts-Irrungen: «Love, Simon».

Love, Simon — Filme über Homosexualität mit sozialen und familiären Konflikten sind ein bisschen abgenudelt. Vor diesem Hintergrund überraschen die Pubertätsirrwungen und -wirrwungen des 17-jährigen Simon (Nick Robinson), der sich schwul fühlt, aber nicht recht weiss, wie er es den Kumpels, Freundinnen und Eltern vermitteln soll. Das hat Witz und prima Dialoge. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Love, Simon Regie: Greg Berlanti	★★★★★
2	The Sense of an Ending Regie: Ritesh Batra	★★★★★
3	Visages Villages Regie: Agnès Varda	★★★★★
4	Sweet Country Regie: Warwick Thornton	★★★★★
5	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★★
6	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★★
7	Ocean's 8 Regie: Gary Ross	★★★★☆
8	On Chesil Beach Regie: Dominic Cook	★★★★☆
9	Tully Regie: Jason Reitman	★★★★☆
10	Jurassic World. Fallen Kingdom Regie: Juan Antonio Bayona	★★★★☆

nen von rührender Zärtlichkeit. Die Jungen bilden eine Gemeinschaft, die zueinander halten muss, weil vor und hinter ihnen nur unendliche Weite liegt, in der man sich verlieren kann, wie manche Väter, die sich dem Alkohol ergeben haben oder – Bradys Dad – ihr Geld in den Casinos verjubeln.

Chloé Zhao spielt geschickt mit Elementen von Western, die immer von der nackten Wirklichkeit zerbröseln werden. Etwa Bradys Versuch, wieder zu reiten. Wird im Konfektions-Western der Defekt des Helden überwunden, wird er hier zur melancholischen Resignation, zur Einsicht eines unabänderlichen Lebens. Dazu zählt auch der Einsatz der kompletten Jandreau-Familie. Eine besonders innige Beziehung herrscht zwischen Brady und seiner behinderten kleinen Schwester Lilly (Lilly Jandreau), im Gegensatz zu seiner kratzbürstigen Distanz zum desillusionierten Vater. Die Freiheit, die der Western beschwört, ist perdu. Was bleibt, ist der Zusammenhalt. ★★★★★

Weitere Premieren

Amori — Claudia (Lucia Mascino) und Flavio (Thomas Trabacchi) waren ein attraktives Paar, in Leidenschaft verbunden. Doch irgendwann erlahmt die Zuneigung des smarten Professors und das Feuer der Beziehung erlischt – allerdings nicht für sie. In ihr glimmt es weiter, sie kann nicht von Flavio lassen und muss erst Schritt für Schritt lernen, damit klarzukommen. Beide sind Akademiker im mittleren Alter, von der Midlifecrisis gebeutelt. Bald ist sie einem Abenteuer mit einer ihrer Studentinnen nicht abgeneigt. Am Ende hat sie's geschafft und strebt neuen Ufern entgegen. Francesca Comencini, Tochter des grossen Regisseurs Luigi Comencini, wollte eine «unbe-

Jazz

John Coltranes verlorenes Album

Von Peter Rüedi

Das Geschäft mit Tonträgern ist in der Krise. Dennoch war noch nie die ganze Geschichte des Jazz so zugänglich wie heute. Trotz aller schönen Statements zum Hier und Jetzt ist er auch eine historische Musik geworden. Kaum eine Woche, in der nicht eine Gesamtausgabe oder der Live-Mitschnitt eines alten Konzerts veröffentlicht wird, Letzteres oft in einer Aufnahmequalität, die im umgekehrten Verhältnis zur künstlerischen Substanz dieser musikarchäologischen Ausgrabungen steht. Damit hat die Entdeckung nichts zu schaffen, mit der uns Verve/Universal unter dem Label Impulse überrascht, einer ganzen bis dato unbekanntem Studio-Session von John Coltrane aus dem Gipfeljahr 1963 seines «klassischen» Quartetts (McCoy Tyner am Piano, Jimmy Garrison am Bass, Elvin Jones am Schlagzeug). Sonny Rollins, der grosse Gegen-Spieler des charismatischsten aller Tenorsaxofonisten, sagt es im Booklet der Doppel-CD so: «Das ist, als würde man einen neuen Raum in der Grossen Pyramide finden.»

Die Trouville (vierzehn Takes von insgesamt sieben Stücken) trägt den Titel «Both Directions at Once». Das ist ein rätselhaftes Zitat, das Wayne Shorter aus Zeiten gemeinsamen Übens berichtet: Coltrane, so der selbst, beginne «einen Satz in der Mitte und bewege sich von da aus gleichzeitig auf sein Ende und seinen Anfang zu». Näher liegt diese Interpretation: 1963 befand sich Coltrane auf der Schneide zwischen konventionelleren Formen und deren Sprengung in seiner späten Free-Phase: Beides macht als Polarität die Spannung dieser Session aus, die den Standard «Nature Boy» oder Lehárs «Vilia» (!) ebenso enthält wie vier Versionen seines Originals «Impressions» und einige Kompositionen, die noch keinen Titel tragen. Und einen hinreissenden «Slow Blues», der beides sucht: die Richtung zurück und die ans spätere Ende seiner intensiven Kunst. Die Master-Bänder von Auf- und Ausnahmetechniker Rudy Van Gelder verschwanden nach dem Verkauf von Impulse. Aber im Nachlass von Coltranes erster Frau, Naima, fand sich jetzt zum Glück eine exzellente Mono-Kopie, die zu Coltranes eigenem Gebrauch angefertigt wurde.



John Coltrane:
Both Directions at Once –
The Lost Album.
Deluxe Edition Impulse

Wie Churchill Schafe abschlachtete

Auf einer Insel vor Schottland begann 1943 ein obskurer Versuch mit Decknamen «Operation Vegetarian». Winston Churchill wollte wissen: Könnte man Deutschland derart mit Milzbrandsporen verseuchen, dass Unmengen von Nutztieren und Menschen sofort umkämen? *Von Giles Milton*

Eines stürmischen Juli-Morgens 1943 war am Strand von Gruinard Bay an der Westküste Schottlands ein sonderbares Getümmel zu beobachten: Eine Gruppe Männer, von denen manche Armeeuniformen trugen, versuchte, Dutzende von Schafen in ein Landungsboot zu scheuchen. Nachdem die Schafe mit grosser Mühe endlich in das Boot verladen worden waren, fuhr dieses auf die niedrige Insel Gruinard zu.

Die Insel lag zirka achthundert Meter vor dem Festland. Sie war öde, windgepeitscht und abgelegen. Ausserdem war sie unbewohnt, einer der Hauptgründe dafür, dass man sie ausgewählt hatte für ein Experiment, das so geheim war, dass nicht einmal die Kleinpächter der Gegend erfahren durften, was da stattfand. Alice MacIver, damals ein junges Mädchen, fand den ganzen Wirbel äusserst aufregend: «Es war viel los. Das machte grossen Spass, denn Sie müssen sich bewusst sein, dass das eine sehr ruhige Gegend war. Wir dachten, das sei einfach eine Armeeübung.»

Das war es nicht, und die Männer waren auch keine Soldaten. Es waren Wissenschaftler, brillante, und sie waren von den Porton-Down-Laboratorien in Wiltshire nach Schottland gereist. Manche wie Paul Fildes arbeiteten für den Fachbereich Biologie. Andere waren Angestellte der Chemical Defence Experimental Station, der Forschungsstätte für chemische und biologische Waffen der britischen Regierung. Alle wussten, dass sehr viel auf dem Spiel stand: Die Tests, die man auf Gruinard Island, welches dafür den Decknamen «X Base» erhielt, durchführen wollte, hatten das Potenzial, den Verlauf des Zweiten Weltkriegs zu ändern.

Winston Churchill persönlich hatte die Diskussionen darüber, ob man gegen Nazideutschland biologische Waffen einsetzen solle, geleitet. Er hatte das Thema mit seinen Stabschefs erörtert und dabei eine ansteckende Idee entwickelt. Diese erhielt den typisch schwarzhumorigen Decknamen «Operation Vegetarian». Was Churchill wissen wollte, war: Könnte man deutsche Landschaften mit so vielen Milzbrandsporen verseuchen, dass Unmengen von Nutztieren und Menschen sofort umkämen?

«Eine üble Sache», erinnert sich der örtliche schottische Historiker Donald Macintyre, der damals als junger Spund bei der Royal Air Force Dienst leistete. «Aber niemand machte die geringsten Anstalten zu protestieren. Es herrschte



«Das einzige Mittel der Abschreckung.»

Krieg, und die Leute wollten zeigen, wie patriotisch sie waren, und ihren Beitrag leisten.»

Paul Fildes und sein Team von Biowissenschaftlern verschifften für die Tests achtzig Schafe auf Gruinard Island. Sie brachten auch einen Kameramann mit, der alles aufnehmen sollte, was während jener Juli-Tage geschah.

Auf der Insel wurden die Tiere in individuelle Behälter gesteckt und mit Stoffjacken zugeeckt. Dies sollte dazu dienen, dass sie direkt durch Einatmung und nicht durch Sporen auf ihren Vliesen an Milzbrand erkranken würden.

Für das Experiment wurden Milzbrandsporen namens «Vollum 14578» verwendet, eines besonders virulenten Stamms, dessen Wirksamkeit bereits in Laboratorien demonstriert worden war. In erster Linie sollten die Sporen durch Granatwerfer verbreitet werden.

Fildes und seine Männer trafen die bemerkenswerte Entscheidung, während der Versuche auf der Insel zu bleiben. Obschon sie Stoffoveralls, Gummihandschuhe und Gasmasken trugen, setzten sie sich dadurch noch nie dagewesenen Risiken aus. Sowie die Geräte bereit und die mit Milzbranderregern gefüllten Zylinder in Position waren, kam der Befehl, die Granaten abzufeuern. Binnen Sekunden explodierten diese, und eine hochgiftige Wolke schwebte in der steifen Brise auf die Schafe in ihren Behältern zu.

Zunächst zeigten sie keinerlei Anzeichen einer Infektion. Fildes und sein Team sahen er-

staunt, wie die Schafe weiterhin das Stoppelgras kauten, allem Anschein nach unbeeinträchtigt durch die grossen Mengen von Milzbrandsporen, die in ihre Richtung geweht worden waren. Am dritten Tag begannen sie aber plötzlich zu sterben: Sie kippten um, als seien sie gelähmt. Wenige Stunden nach dem ersten Todesfall war fast die ganze Herde vom Milzbrand dahingerafft. Nur die Schafe an den äussersten Rändern des Felds, die dadurch nur beschränkten Dosen ausgesetzt gewesen waren, überlebten das Experiment.

Fildes und seine Männer waren verblüfft über die Wirksamkeit von Vollum 14578. Sie begriffen, dass massenhafte Explosionen von Milzbrandbomben und -granaten über Deutschland eine noch nie dagewesene Zahl von Toten bewirken würden. Beunruhigend war aber auch, dass sie nach dem Experiment

Gruinard Island nicht zu entseuchen vermochten: Sowie die Sporen sich auf dem Boden festgesetzt hatten, liessen sie sich nicht mehr entfernen. Sogar die entseuchten Kleider der Männer mussten verbrannt werden, denn durch Waschen liessen sich die Sporen nicht beseitigen.

Angst machten auch die Auswirkungen eines unerwartet aufziehenden Sturms, der den Kadaver eines Schafs ans Festland trieb: Dieser steckte sofort andere Tiere an, was dazu führte, dass heimlich Schafe eliminiert wurden und dem betroffenen Bauern schnellstens Schadenersatz bezahlt wurde.

Den Historiker Donald Macintyre erstaunte, wie rasch der Schadenersatz erfolgte: «Es kommt nicht gerade oft vor, dass man sich beschwert und dann sofort entschädigt wird.» Die Virulenz des Milzbranderregers sollte sich als dessen Stärke und Schwäche zugleich erweisen. Churchill zeigte sich beunruhigt über die unkontrollierbare Ausbreitung der Seuche, und das Projekt wurde vorübergehend auf Eis gelegt.

Doch im Frühling 1944 stand Milzbrand wieder auf der Tagesordnung. Nach einer Reihe Sitzungen mit seinen Militärberatern hiess Churchill die Herstellung von 500 000 Milzbrandbomben gut. Er betonte dabei, dass er nur dann den Befehl zum Einsatz biologischer Waffen gegen Deutschland geben würde, wenn ein solcher Angriff zuvor gegen England erfolgt wäre. «Sollten unsere Feinde mit

dieser Form der Kriegführung liebäugeln», sagte er, «wäre unsere Macht, zurückzuschlagen, das einzige Mittel der Abschreckung.»

Das Inter-Service Sub-Committee on Biological Warfare stellte fest, dass diese erste Milzbranderreger-Bestellung «auf der Annahme beruht, diese Menge würde für Vergeltungsschläge gegen sechs feindliche Grossstädte genügen». Nach langwierigen Erörterungen wurde die Menge dramatisch erhöht.

«Wir sind zum Schluss gekommen, dass achtmal so viele Bomben bereitgestellt werden sollten, um die ursprünglich beabsichtigte Wirkung zu erzielen.»

Die Produktion der ersten Bestellung brauchte Zeit – viel mehr, als die Experten erwartet hatten. «Die Fabrik für die Herstellung der Füllung der Bomben [mit Milzbrandregern] sollte Ende Jahr [1944] in Produktion gehen können. Aus diesem Grund könnten wir diese Art der Kriegführung nicht vor dem Frühjahr 1945 in wirkungsvollem Ausmass betreiben.»

Als die ersten Bomben bereit waren, enthüllte ein Geheimbericht an das Verteidigungskomitee des Kabinetts, dass Versuche mit noch tödlicheren Milzbrandwaffen im Gang seien. Diese hätten das Potenzial, Deutschland in eine unbewohnbare Ödnis zu verwandeln.

«Den Auswirkungen auf Affen nach zu schliessen», heisst es in dem Bericht, «könnte ein heftiger Bombenangriff die Hälfte der Bevölkerung einer Stadt von der Grösse Stuttgarts umbringen und die Stadt selbst für viele Jahre unbewohnbar machen. Es ist deshalb klar, dass biologische Kriegführung eine potenziell besonders tödliche Waffe ist und, sollte sie je eingesetzt werden, revolutionäre Folgen haben dürfte.»

Doch mittlerweile war ein Ende des Kriegs in Sicht und befand sich eine neue tödliche Waffe, die Atombombe, in Entwicklung. Milzbrand würde nicht mehr nötig sein, und das Projekt «biologische Waffen» wurde stillschweigend abgebrochen.

Was Gruinard Island betrifft, so war es so schlimm verseucht, dass es zum Sperrgebiet erklärt wurde. Bewohner der Gegend wurden davor gewarnt, den Fuss auf die Insel zu setzen, und überall am Ufer wurden «Betreten verboten»-Schilder aufgestellt. Die Insel blieb bis 1990 Sperrgebiet. Dann wurde der Humus abgetragen und die Insel mit einer Formaldehydlösung besprüht, um die Erreger endlich abzutöten.

Nach wie vor lebt niemand auf der Insel. Ihre einzigen Bewohner sind eine Herde Schafe, die hier weiden, ohne die geringste Ahnung davon, was für tödliche Sporen ihre Heimat noch bis vor kurzem verseucht haben.

Lesen Sie nächste Woche:

«Der Angriff des Schwertwals»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Weshalb werden trotz ausgebauten HR-Abteilungen in den Firmen so viele ungeeignete Leute zu Chefs befördert? Nach meinem Empfinden haben die Prahler und Grossmäuler in den Firmen noch immer leichtes Spiel.

Renato G., St. Gallen

Was sind eigentlich HR-Abteilungen? Dass man englische Namen nimmt und diese noch abkürzt, ist eher etwas verdächtig. Genau genommen heisst es ja «Human Resources» – wörtlich also eine Abteilung, die sich dem menschlichen Rohstoff widmet. Ich verwende lieber das einfache Wort «Personalabteilung». Es geht nicht um Rohstoffe, sondern um Menschen – also Personen, um Mitarbeiter. Und es handelt sich um die Abteilung, welche sich den Belangen der Mitarbeiter widmet.

Die Personalabteilung hat eine wichtige Funktion in allen administrativen Personal-Angelegenheiten. Das sind heute leider sehr viele. Sie gibt auch ihre Beurteilung ab, zum Beispiel bei der Anstel-

lung, bei der Betreuung und beim Austritt von Mitarbeitern. Entscheiden kann die Personalabteilung bei der Einstellung nicht. Wer wann welche Funktion übernehmen soll, ist Sache der künftigen Vorgesetzten – des künftigen Chefs. Wenn falsche Leute ausgewählt werden, muss man dort ansetzen.

Wer ein guter künftiger Mitarbeiter sein wird, ist alles andere als einfach zu beurteilen. Tatsächlich fallen viele Vorgesetzte auf Leute herein, die sich vor oder nach der Beförderung als «Prahler und Grossmaul» herausstellen. Es mag Zeiten geben, wo solche Prahler und solche Grossmäuler sich längere Zeit halten können, ohne eine Leistung zu erbringen. Aber in der Regel wird man sie, wenn sie keine Leistung erbringen, wohl früher oder später ersetzen.

Natürlich ist das in wirtschaftlich schlechteren Zeiten schneller erkennbar. Manchmal geht es erstaunlich lange. Das ist aber nicht der Fehler der HR-Abteilung, sondern der Chefs. Oft spielt auch die Unternehmenskultur eine Rolle. Es gibt Firmen, wo solche Prahler und Grossmäuler schneller vorankommen, und Firmen, wo diese schon beim Auswahlverfahren ausscheiden, weil die Unternehmenskultur solche Leute nicht zulässt. Die letzteren Firmen sind die erfolgreicherer.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Comeback auf Raten

Geht es der Weltwirtschaft gut, dann hilft dies dem Maschinenbauer aus Moutier, der 80 Prozent seiner Produkte im Ausland verkauft. Tornos fertigt Maschinen, die in der Produktion von metallischen Bauteilen zum Einsatz kommen, wo es auf Präzision und Qualität ankommt. Das Schweizer Traditionsunternehmen blickt auf eine äusserst wechselhafte jüngere Geschichte zurück. Im Jahr 2001 brachte der spätere Verwaltungsratspräsident der Post, Anton Menth, Tornos an die Börse, wo die Aktie mit einem Kurs von über neunzig Franken zum Börsenliebling avancierte. Nur eineinhalb Jahre später stand das Unternehmen vor dem Bankrott. Der Wiederaufstieg wurde steil und mühsam, die Eurokrise schüttelte die Firma erneut durch. Jetzt sieht es so

Aktienkurs von Tornos SA

Vom 26. Juni bis 03. Juli 2018, in Franken



QUELLE: SIX

aus, als gewinne die Firma der beiden Mehrheitsaktionäre Walter Fust (46 Prozent) und des französischen Industriellen Michel Rollier (14 Prozent) endlich wieder das Vertrauen der Kapitalmärkte. *Florian Schwab*



Thiel

Gedankenspiele

Von Andreas Thiel

Werbetexter: «Trump» wäre ein guter Name für ein Brettspiel wie «Risiko», «Strategie» oder «Monopoly».

Art Director: Bei einem Spiel, das «Trump» heisst, müsste allerdings immer genau das passieren, was man am wenigsten erwartet.

Grafiker: Man würfelt, macht einen Zug, nimmt eine Karte auf, und auf dieser steht dann: «Angela Merkel tritt sofort doch nicht zurück.»

Art Director: Wo Angela Merkel ins Spiel kommt, passiert ab dann gar nichts mehr.

Werbetexter: Stimmt. Mit Angela Merkel liesse sich ein Spiel lancieren mit dem Claim «Stürz dich ins Spielverderben».

Grafiker: Du meinst, man würfelt, macht einen Zug, nimmt eine Karte auf und liest dann so was wie: «Die USA kündigen folgende Staatsverträge auf...» oder «Die USA treten aus folgenden Uno-Kommissionen aus...»?

Werbetexter: Ein solches Spiel liesse sich dann doch besser unter dem Namen «Trump» vermarkten. Angela Merkel eignet sich eher als Werbung für Spreewaldgurken.

Art Director: Dieses Spiel namens «Trump» würde ich unseren Bundesrätinnen empfehlen. Sie könnten dabei viel lernen.

Grafiker: Ja, denn sonst lässt sich mit Doris Leuthard bald nur noch für Zahnpasta werben.

Werbetexter: Und mit Simonetta Sommaruga liesse sich vermutlich gar nichts mehr vermarkten.

Art Director: Ach was! Mit Simonetta Sommaruga lässt sich so gut wie alles vermarkten: viereckige Ersatzräder, Betonschwimmringe, leicht entflammable Grillschürzen, Enthaarungsmittel zur Glatzenpflege...

Grafiker: Enthaarungsmittel für die Glatze? Wer kauft denn so was?

Art Director: Was weiss ich? Sozialdemokraten, Jungsozialisten, Christlichsoziale, Freisinnige... Die kaufen Sommaruga doch alles ab.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Hochspannung aufgebaut

Das Opernhaus informiert in Grossbuchstaben; überzeugendes Superar Suisse in der Tonhalle. Von Hildegard Schwaninger

Vor anderthalb Jahren kursierte in Zürich das Gerücht, Opernintendant **Andreas Homoki** gehe an die Bayerische Staatsoper. Es stand in den Zeitungen, es wurde spekuliert. Als jetzt überraschend eine Pressekonferenz einberufen wurde, die (in Grossbuchstaben) «eine wichtige Mitteilung des Verwaltungsrats» ankündigte, dachte man zwar nicht an die Metropole der Weisswürste (dort regiert ab 2021 **Serge Dorny** die Oper), aber doch an etwas Gigantisches. Man rätselte; Hochspannung war aufgebaut.

An der Pressekonferenz sieht es nicht nach grosser Überraschung aus. Da sitzen die vier bekannten Herren: Homoki, VR-Präsident **Markus Notter**, Ballettdirektor **Christian Spuck**, Generalmusikdirektor **Fabio Luisi** und ein Unbekannter, dessen Namen man schon gehört zu haben glaubt: **Gianandrea Nosedà**. Er dirigierte am Zürcher Opernhaus unter anderem Verdis «Macbeth» in einer Wiederaufnahme.

Die News sind dann doch nicht so heiss, wie sie gekocht wurden. Der Vertrag mit Andreas Homoki wird verlängert, jener von Spuck dito, die beiden bleiben bis 2025. Wobei Homoki fast entschuldigend sagt: «Ich habe bei meinem Antritt gesagt, dass ich höchstens zehn Jahre bleiben werde. Nun werden es 13 sein. Aber dann höre ich als Intendant ganz auf – und arbeite nur noch als Regisseur.»

Die Fake News über München hat Homoki nie befördert, auf eine entsprechende Erkundigung sagt er, dass er nie angefragt wurde. Anders sei es mit Wien. Für die Wiener

Staatsoper habe man ihn – als Nachfolger von **Dominique Meyer** – seinerzeit zum Gespräch eingeladen. Er sei auch hingegangen – aber «ich habe gesehen, dass Wien nicht das Richtige für mich ist». Dass Homoki und Spuck bleiben, finden beide gut: mit der Verlängerung sei Kontinuität garantiert. Generalmusikdirektor **Fabio Luisi** verlässt Zürich nach neun Jahren (also 2021) – ein Jahr früher als geplant.

Gianandrea Nosedà wird neuer Chefdirigent. Der Italiener ist seit 2017/18 Musikdirektor des National Symphony Orchestra in Washington (was er, wenn er in Zürich ist, bleiben wird), und Erster (Gast-)Dirigent diverser Orchester (London Symphony Orchestra, Israel Philharmonic Orchestra, Orquestra de Cadacús), ausserdem künstlerischer Leiter des Stresa Festivals in Italien. Wie hat Homoki den Vielgefragten erobert? «Ich habe ihm den «Ring» angeboten. Ich wusste, da wird er nicht nein sagen.» Das Rätseln hat ein Ende; die über ein Dutzend Mitarbeiter starke Werbe- und Marketingabteilung des Opernhauses hat Hochspannung aufgebaut. Also gute Arbeit!

Nach dem Vorbild von «El Sistema», dem in Venezuela vom Komponisten **José Antonio Abreu** gegründeten und unter **Gustavo Dudamel** zu Weltruhm gelangten Jugendorchester, entstand vor sechs Jahren Superar Suisse, ein Verein, der das Musizieren von Kindern und Jugendlichen fördert. Mit Gratisunterricht wird Kindern aus benachteiligten Milieus das Lernen



Fast verliebt

Sadomaso

Von Claudia Schumacher

Lauinig wischt sich Tarik durch seinen Instagram-Feed und verteilt geizig Herzen. Ein gewisser Masochismus schwingt mit. Er weiss, was kommt. Und da ist sie auch schon: *Lena fucking Morstedt*.

Lacht unter einer grossen Sonnenbrille hervor, ihre Lippen und Zähne glänzen in der Sonne. Sie steht vor einer Bank in Bern, vor dem Foto eines halbjugen, halbglatzköpfigen Mannes in einem schlechtsitzenden Filialleiter-Anzug. Dazu schreibt sie: «Breaking: Palastflüchtiger Prinz William in Bern aufgetaucht. Hat sich sofort neue Machtposition gesichert.» Tarik muss lachen. Der Filialleiter sieht wirklich aus wie Prinz William. Das ist vielleicht das Schlimmste, seit Lena zurück ist in seinem Leben: Sie ist witzig. Nicht so dumm, wie er sie gern hätte.

Vor vier Monaten kam sein Chef, sagte stolz: «Tarik, Lena Morstedt, vielversprechender Agenturneuzugang, ab Juni bei uns – du wirst sie einlernen!» Chefansagen, auf die man nichts entgegen kann. Tarik war ohnehin zu schockiert. Das Einzige, was er noch fragte: «Wie heisst die Frau?» – «Lena Morstedt»,



«Da wird er nicht nein sagen»: Homoki, Nosedá.



Früher als geplant: Musikdirektor Luisi.



Sonderklasse: Orchesterleiterin Alberdi.

eines Musikinstruments, das Singen im Chor, das Mitspielen im Orchester ermöglicht.

Superar Suisse gab am Sonntag erstmals ein Konzert in der Zürcher Tonhalle (zurzeit Maag-Halle). Superar bedeutet auf spanisch «übertreffen», und die jungen Musiker/-innen, die an dieser Matinee spielten, haben sich effektiv selbst übertroffen. Die Jungen und Mädchen kamen aus der ganzen Schweiz, aus Österreich und der Lombardei. Hauptorganisatorin war Christina Hoby, die als Primalehrerin in Schwamendingen arbeitet. Sie ist die Tochter von Pfarlerin Katharina Hoby und von Jean-Pierre Hoby, ehemals Kulturbeauftragter der Stadt Zürich. Er war – Ehrensache – auch da, wie auch Christinas Schwester Johanna Hoby, die auf dem Zürichberg das Restaurant «Adlisberg» führt.

In der Maag-Halle drängte sich die Verwandtschaft der jungen Musiker/-innen; Geschwister, Eltern, Kleinkinder, sogar Babys. Trotzdem blieb es – grosses Kompliment für Chor und Orchester – während des Konzerts ruhig im Saal. Geboten wurden musikalische Gustostücke: Gioacchino Rossinis «Wilhelm Tell»-Ouvertüre, Johannes Brahms' Ungarischer Tanz Nr. 5, Dmitri Schostakowitschs Walzer Nr. 2 et cetera.

Die junge Spanierin Laida Alberdi ist Orchesterleiterin des Superar Orchesters Zürich: schwarzes T-Shirt, hautenge Jeans, blonder Pferdeschwanz, die Geige in der Hand, spielte und dirigierte sie – eine Cheerleaderin der Sonderklasse!

Im Publikum Michael Haefliger, Intendant des Lucerne Festivals (am 18. August gibt Superar Suisse ein Konzert im KKL Luzern), sowie Christine Rhomberg, Leiterin der Hilti Foundation (die Stiftung aus Vaduz ist der grösste Sponsor von Superar Suisse).

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Seitdem trägt ihm Lena ihre Freundschaft hinterher. Lobt ihn vor dem Chef, hupt ihn geradezu. Auf Facebook kommentiert sie seine Fotos und wirkt dabei nicht mal wie die Untergebene, die sich beim Vorgesetzten einschleimt. Natürlich nicht. Sie ist Lena Morstedt, Traumfrau mit Gefühl. Tarik hat natürlich gleich recherchiert, ob sie einen Freund hat. Hat sie. Wie er sie hasst.

Er kann sie nicht loben, egal, wie gut sie arbeitet. Er spricht überhaupt nur dann mit ihr, wenn er muss. Endlich hat er die Macht, schönen Frauen die kalte Schulter zu zeigen. Aber wenn er alle im Büro fragt, ob sie ein Bier trinken wollen, nur sie nicht, und wenn er dann sieht, wie sie ihre Enttäuschung weglächeln will, dann: würde er am liebsten ihr Gesicht in beide Hände nehmen und nie wieder loslassen.

hatte der Chef wiederholt. Plötzlich war Tarik nochmals dreizehn.

Dreizehn war Tarik, als er auf dem Schulhof stand und nicht aufhören konnte, das Mädchen mit dem skandinavisch-hellen Äusseren anzusehen. Lena Morstedt war die Reinheit. Er hingegen war dreckig, voller Pickel und Hormone, die ihn schräge Dinge träumen liessen. Er flog wie die Motte ins Licht. Auf Schulausflügen quasselte er sie voll, endlos. Manchmal löste sie sich einfach, ging zu ihren Freundinnen und lachte – er war sicher: über ihn.

An ihrem ersten Arbeitstag schüttelte ihm Lena die Hand, sagte: «So schön, Tarik!» Sie schien es ernst zu meinen, fügte an: «Ich glaube, wir waren auf dem Schulhof nicht die besten Freunde. Konntest du mich überhaupt leiden?» Als er antworten wollte, winkte sie lachend ab: «Jedenfalls ist das ewig her. Und ich finde es mega, hier ein bekanntes Gesicht zu haben!»



Unten durch Visitenkarte

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Frau hat sich von dir scheiden lassen, und jetzt beginnst du, dein Leben zu entrümpeln. In all den Jahren hat deine Frau natürlich eine Menge Spuren hinterlassen, und die kommen dir jetzt wie Gerümpel vor. Auf deinem Handy gibt es insgesamt 1346 Fotos, auf denen sie drauf ist. Als ihr noch zusammen wart, hast du dir diese Fotos nie angeschaut, also warum solltest du es nach der Scheidung tun? Diese Fotos gehören zu den Dingen, die man endlos lange in Umzugskartons aufbewahrt, ohne je ein einziges Mal wieder einen Blick drauf zu werfen. Also löschen! *Delete Ex-Wife! Delete all of Ex-Wife!* Du kaufst dir eine Flasche Wodka, denn du bist ja kein Unmensch: Nüchtern würdest du das Löschen nicht über dich bringen. Dir geht es wie den Soldaten in Exekutionskommandos: Geschossen wird erst, wenn die Flasche leer ist. Während du trinkst, schaust du dir ein paar der Fotos noch mal an: *a last farewell!* In den Ferien vor fünf Jahren auf Ibiza sah sie richtig gut aus, da hattet ihr abends im Hotelzimmer Höhepunkte eurer Beziehung. Auf einem der Fotos trägt sie den roten Bikini, den du ihr geschenkt hast, und sie lutscht an einem Magnum-Eis: Es ist nicht zum Aushalten! Dieses Foto löschst du als erstes. Aber kaum ist es weg, bereust du es. Es könnte ja sein, dass du irgendwann einmal auf dem Totenbett dir genau dieses Foto nochmal anschauen möchtest, um sagen zu können: «Ja, das Leben war schön! Es gab auch schöne Momente. Es gab einige davon, zwei. Oder vielleicht nur einen. Aber den gab es, und das war, als sie auf Ibiza im roten Bikini am Magnum lutschte.»

Du wendest die Wiederherstellungsfunktion an, aber irgendwie funktioniert es nicht. Jetzt musst du saublöderweise betrunken in den Swisscom-Shop, wo du gleich rumzubrüllen beginnst, wie lausig der Service hier ist und wie kaputt die iPhones, die hier verkauft werden. «Seit meine Frau ein Samsung gekauft hat und ich ein iPhone, hatten wir nur noch Schwierigkeiten miteinander!», rufst du. Das freundliche Personal macht dir einen Kaffee und hilft dir, das Bikinifoto wiederherzustellen. Einer der Verkäufer sagt: «He! Ist das Ihre Freundin?»

>>> Fortsetzung auf Seite 70

Kompliment! Die sieht ja aus wie Nicole Kidman! Kennen Sie Nicole Kidman?» – «Klar kenne ich die!», brüllst du, und dann beginnst du zu weinen, weil deine Frau so attraktiv war. Ein Mann, der sein Handy umtauschen wollte, steckt dir seine Visitenkarte zu, er ist Psychotherapeut. «Die erste Sitzung ist gratis», sagt er, «da schauen wir uns Ihre Probleme nur mal aus der Vogelperspektive an.» Vögeln, das war eure Kernkompetenz, das hat eurer ansonsten etwas faden Ehe den nötigen Pfeffer verliehen. «Aber wir haben auch miteinander geredet», sagst du zum Therapeuten, «über alles Mögliche, Wetter, Fernsehprogramm, Heizkosten.» – «Ich denke, wir werden achtzig bis neunzig Sitzungen brauchen», sagt der Therapeut.

Zu Hause trinkst du die Wodkaflasche leer, und dann löschst du ein überbelichtetes Foto, auf dem deine Frau aussieht wie eine tote Ausserirdische. Jetzt sind es noch 1345 Fotos. Du löschst ein doppeltes. Jetzt sind es noch 1344. Vielleicht ist es besser, wenn du zuerst einmal den Plunder wegwirfst, den sie dir jeweils zum Geburtstag geschenkt hat. Da wäre der Aschenbecher mit vergoldeter Zigarettenaufgabe, der Mont-Blanc-Kugelschreiber mit der Gravur «Liebst du mich?», die Krawattennadel mit Brillanten (!) – angesichts dieser bescheuerten Geschenke kannst du doch froh sein, dass Nicole Kidman abgehauen ist, bevor sie dir zu deinem Fünfzigsten einen weissen Pudel schenken konnte! Wirf den ganzen Ramsch weg! Na los! Die Mülltonne hat Hunger! Nein, nicht wieder weinen, Weichei! Aber vielleicht ist es besser, wenn du zu Übungszwecken erst mal etwas wegwirfst, das dich nicht so stark an deine Frau erinnert – zum Beispiel die Visitenkarte des Psychotherapeuten.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Die Freude des grossen Schlucks

Von Peter Rüedi

Der 2015 Château Sénéjac, ein Cru Bourgeois aus der südwestlichen Ecke des Haut-Médoc, ist abermals ein Beispiel für die alte Einkaufs-Faustregel «Grosse Jahre – kleine Weine, kleine Jahre – grosse Weine». Mehr noch: Er ist ein Exempel für die irrationale Relation zwischen Preis und Qualität. Vergessen wir einmal die Premiers Crus, die zu Spekulationsobjekten avanciert sind und in den Kellern von Investoren ihrem seligen Ende entgegendämmern, welche nie daran denken, ihre Kapitalanlage zu entkorken und zu versuchen. Diese Wein-Anleger sind zu vergleichen mit Kunstsammlern, deren auf Auktionen erworbene Akquisitionen in Tresoren ihrem Zweck entzogen sind, Herz und Auge nicht nur ihrer Besitzer, sondern auch von deren Freunden zu erfreuen. So gesehen ist Urs Schwarzenbach ungeachtet seiner Auseinandersetzung mit den Schweizer Zollbehörden zu loben, ist doch ein Teil seiner Sammlung wenigstens den Besuchern des «Dolder Grand» zugänglich.

Bleiben wir beim Wein. Kaum hat sich herumgesprochen, dass in Bordeaux ein besonders guter Jahrgang zu erwarten ist (und das ist der 2015er), setzt sich die Marketingmaschinerie zwischen Produzenten und Fachpresse in Bewegung, deren Bewertungen die Preise massgeblich beeinflussen – die der berühmten Ikonen zuerst, aber in deren Gefolge die sämtlicher weiterer klassierter Gewächse. Da wird der besorgte Hausvater, der der Familie und seinen Gästen nicht nur an Festtagen eine anständige Flasche (oder zwei) offerieren will, ohne beim Anblick der Etikette in Achtungsstellung oder den Verarmungswahn zu verfallen, sich am besten in die Kategorie der Crus Bourgeois retten. Es gibt auch Classés, die sich konsequent um eine dezente Preispolitik bemühen.

Der Sénéjac besteht jede differenzierte Degustation. Aber zuweilen ist auch Quantität ein Kriterium des Weingenusses. Da ist er für 15 Franken die richtige Wahl. Den Besitzern des Châteaux, der Familie Bignon-Cordier, gehört auch der Saint-Julien Château Talbot. Der Weinmacher ist Alfred Tesseron, der mit seinem Team ebenfalls für den Pauillac Château Pontet-Canet verantwortlich ist. Da ist der Sénéjac nicht von einer anderen Welt: floral-fruchtig, mit akkuraten Tanninen, reichhaltiger Aromatik, vollem Körper und doch beschwingt-leicht am Gaumen, mit einem «herrlichen Heidelbeerfinale» (René Gabriel). Und eben: das grosse Vergnügen des kräftigen Schlucks! Nicht mit dem Tropfenzähler zu trinken!

Château Sénéjac Cru Bourgeois Haut-Médoc. 13,5%. Arvi, Melano. Fr.15.10. www.arvi.ch



Salz & Pfeffer

Frauen am Mittag

Von David Schnapp

Kürzlich war ich in Basel und wollte zur Mittagszeit dem verhängnisvollen kulinarischen Bermudadreieck Sandwich, Sushi aus der Supermarkt-Kühltruhe und Salat aus der Plastikschaale entgehen. Ich fuhr zu Tanja Grandits ins «Stucki» und

bestellte das Lunch-Menü (vier Gänge, Fr. 92.–). Während ich auf das Amuse-Bouche wartete, kam mir in den Sinn, dass Schweizer Milizpolitiker kürzlich beschlossen haben, dass Unternehmen sich erklären müssen, wenn sie nicht genügend Frauen in der Führung haben.

Es kam mir deshalb in den Sinn, weil eine Kombination aus roh gebeizter Makrele, Sellerie und Ananas serviert wurde, eine Kreation der besten Köchin der Schweiz. Und ich fragte mich, ob es nicht viel wichtiger wäre, dass die Unternehmen dafür sorgen, dass ihre Angestellten mittags etwas Gutes essen. Letztlich geht es ja darum, dass Unternehmen erfolgreich sind. Dass Politiker darauf die richtige Antwort haben, halte ich für eher unwahrscheinlich. Mein Vorstoss jedenfalls wäre: weniger Sandwiches, Sushi und Salat, mehr Zeit fürs Mittagessen und mehr Qualität.

Bloss eine Stunde wertvoller Lebenszeit musste ich für den ausgezeichneten Lunch auf-

bringen, den eine Frau als Chefin verantwortete und den ich sehr motiviert für kommende Aufgaben wieder verliess. Wenn man Tanja Grandits fragt, wie es als Frau in der Küche ist, sagt sie: «Keine Ahnung, diese Frage stelle ich mir nicht, ich bin ja eine Frau.» Ihre Gerichte sind kleine, bunte Diamanten des Geschmacks, egal, ob es eine Krustentier-Tomatensuppe mit Anis und Crevetten ist oder das feine Meeressaroma einer Scholle, die rustikal-legant mit Schupfnudeln, grünem Spargel und Thai-Basilikum kombiniert wird.

Die besten Desserts der Schweiz (heute: Aprikose, Karamell und Szechuan-Pfeffer) verantwortet im «Stucki» übrigens ein Mann: Julien Duvernay macht das Lunch-Glück perfekt.

Restaurant Stucki – Tanja Grandits. Bruderholzallee 42, 4059 Basel. Telefon 061 361 82 22. Sonntags und montags geschlossen. 2 Sterne, 18 Punkte



Auto

Da kommt was Grosses

Die *Weltwoche* fuhr exklusiv ein Vorserienmodell des neuen grossen SUV von BMW. Unterwegs im X7 durch South Carolina. Von *David Schnapp*

In South Carolina, so erklärt uns ein mit den Gegebenheiten vertrauter Mann, gebe es ein paar Regeln, an die man sich halten sollte. Alkohol unter 21 Jahren sei selbst im privaten Rahmen streng verpönt. Und: Im riesigen BMW-Werk in Spartanburg würden fast rund um die Uhr X-Modelle produziert. Aber am Sonntag dürfe es keinem einfallen, die Produktionsstrasse in Betrieb zu nehmen, dann gingen die Arbeiter zur Kirche. Und schliesslich sei das Überschreiten der Höchstgeschwindigkeit auf Highways kein Problem, solange man im Strom der Autos mitfahre.

Wir sind in den Süden der USA gereist, um eine Ahnung von einem kommenden Grossereignis zu erhalten. Im ersten Halbjahr 2019 bringt BMW mit dem X7 ein Maxi-SUV auf den Markt: eine Art 7er-Limousine, die in die Höhe gebaut wurde, ein luxuriöses Reisegefährt für bis zu sieben Personen und ein Auto schliesslich, das auch abseits der Strasse in unwegsamem Gelände problemlos vorwärtskommt. Natürlich wird das für die Mehrzahl der künftigen

X7-Besitzer kein Kriterium sein, die Erfahrung zeigt, dass die wenigsten ihre geländetauglichen Fahrzeuge tatsächlich offroad steuern.

Auf den endlosen Landstrassen South Carolinas, auf den einem nur ab und zu eine donnernde Harley oder ein grollender Pick-up-Truck entgegenkommt, wird schnell klar, was der X7 kann: Mit Ruhe, Kraft und Komfort bringt er einen voran, vorbei an vielen Kirchen und gepflegten Rasenflächen in kleinen Ortschaften. Die neue Luftfederung, die mit variablen Stabilisatoren kombiniert ist, arbeitet mit beeindruckender Präzision. Bodenwellen werden schon im Ansatz ausbalanciert. In Kurven sorgen die optionale Wankstabilisierung sowie eine Allradlenkung dafür, dass der über fünf Meter lange und gegen 2,5 Tonnen schwere X7 sich so handlich fährt wie ein Kompaktauto.

Gegen Mittag herrscht bereits annähernd subtropisches Klima, und wir sind aufgefordert, herauszufinden, was der X7 kann, wenn der Untergrund nicht asphaltiert, sondern unbefestigt ist und so steil und rau, dass man den

Weg kaum zu Fuss zurücklegen wollte. In einem Offroad-Park, wo die Rednecks nach 16 Uhr ihre Pick-ups quälen, macht auch der kommende grosse BMW eine ausgezeichnete Figur. Die Luftfederung verschafft dem Fahrzeug auf Knopfdruck vier Zentimeter mehr Bodenfreiheit, der intelligente Allradantrieb und eine Bergabfahrkontrolle erledigen den Rest. Selbst wenn es etwas rumpelt, bewältigt der X7 auch diese Aufgabe problemlos.

Mit dem neuen X5, der im November 2018 lanciert wird, und dem X7 bringt BMW auch ein neues Innenraumkonzept mit zwei grossen TFT-Bildschirmen statt herkömmlicher Anzeigen und einer neugestalteten Mittelkonsole, auf der viele Funktionen über Soft-Touch-Bedienflächen angesteuert werden können.

Über Details wie Preise, Ausstattungen und Motorisierungen für den X7 schweigt sich der Autohersteller noch aus. Wahrscheinlich ist, dass es zum Start zwei Benzinmotoren gibt, den bewährten Reihen-Sechszylinder mit 340 PS und den doppelt aufgeladenen V8 mit rund 460 PS. Dazu kommen zwei Sechszylinder-Turbodiesel, in der stärksten Ausbaustufe wohl mit der BMW-Spezialität von vier Turboladern sowie um 400 PS/720 Nm Leistung. Diese Angaben sind ohne Gewähr. Sicher ist nach ein paar hundert Testkilometern aber, dass der kommende X7 ein erstaunliches Fahrzeug wird – und ein grosses natürlich.

Im Ascona der New Yorker

Die Hamptons sind die Sommerfrische der fetten Namen aus der amerikanischen Unterhaltungsbranche und der Geldleute aus Manhattan. Europäer verstehen nicht sofort, wie dieses superteure Seebad, wo man kaum ins Meer geht, funktioniert. *Von Mark van Huisseling*

Als Bobby Axelrod sich ein Strandhaus in der teuersten Ecke von Long Island leistete, platzte dem zuständigen Staatsanwalt von Süd-Manhattan der Kragen: Er eröffnete ein Strafverfahren gegen den Wall-Street-Anleger und Emporkömmling, dessen Geschäfte zu gut schienen, um rechtens zu sein. Die Geschichte hat sich zwar nur in der amerikanischen TV-Serie «Billions» abgespielt. Doch wie oft im Leben ist die Fiktion nahe an der Realität. Und die Aussage die folgende: Wer es in New York geschafft hat, kauft sich in den Hamptons ein. Weil es sich dabei um die nächstgelegene Sommerfrische handelt. Und es dort schön ist, sehr schön sogar. Vor allem aber, weil dann jeder mitbekommt, dass er es geschafft hat.

Die Gegend am Ostende von Long Island wird als «die Hamptons» bezeichnet; es gibt eine Reihe uralter Dörfer – für amerikanische Verhältnisse jedenfalls, bis zu 400 Jahre alte –, die am Strand der Insel im Suffolk County und zwischen 130 und 230 Kilometer von New York City entfernt liegen. «Die Hamptons gelten als Mekka der Superreichen und dienen vorrangig wohlhabenden Amerikanern als Wochenendbeziehungsweise Sommerresidenz», steht bei Wikipedia. Zu den Immobilienbesitzern gehören Mariah Carey, Tiger Woods, Jennifer Lopez, Calvin Klein, Ralph Lauren oder, seit neustem, Jay Z und Beyoncé.

In East Hampton ist die Welt noch in Ordnung, besonders am frühen Morgen sieht es so aus. Im Ortsteil Georgica, wo *the Carters* sich niedergelassen haben, erinnern die Flora und die Luft des jungen Tages Ende Juni an ein tropisches Feuchtgebiet. Auch die Fauna hat man nicht so erwartet: Zwanzig Meter neben der Auffahrt zum Haus spazieren Rehe

über die Strasse. Den Touristen freut's, den Gastgeber und Hausbesitzer weniger: Wildtiere knabbern gepflegte Gärten an, was dem Erscheinungsbild von Hecken, Sträuchern et cetera und somit dem Immobilienwert, um den sich hier fast alles dreht, schadet.

Doch tun kann man dagegen nichts beziehungsweise nur etwas, falls man ein kaltblütiger Bogenschütze ist – Umweltschützer (auch solche gibt's) haben durchgesetzt, dass Hochwild einzig mit Hilfsmitteln gejagt werden darf, wie sie schon die *Native Americans* kannten.

Glanz der grossen Vorgänger

Fünf Autominuten später – das ist Amerika, man geht nicht zu Fuss/ fährt nicht Rad – zweifelt man, ob man in East Hamptons Kern angelangt sei oder in einem Freizeitpark mit dem Thema «Die gute alte Zeit der WASPs», der weissen angelsächsischen Protestanten: Die Holzhäuser sind hübsch und weiss lackiert, die Zäune davor ebenfalls, die Kirchen von Lutheranern, Baptisten oder anderen evangelischen Konfessionsfamilien.

Ein Fluss mäandriert träge um den Friedhof mit halbversunkenen Grabsteinen; bei den übers Wasser hängenden Ästen einer Weide schläft ein Schwan, sein Kopf ruht unterm Flügel. An der Main Street gibt's eine Starbucks-Niederlassung, bloss auf einen Anwohner mit Namen Steven Spielberg trifft man nicht, wie versprochen Chai Latte trinkend... Vielleicht fährt, pardon reist er im Jet erst zum 4. Juli an, dem Nationalfeiertag und offiziellen Beginn der Hochsaison.

Ausserhalb des Orts sind die Landebahn für Privatflieger und ein Platz für Hubschrauber;

die Passage im Heli ab Manhattan kostet umgerechnet 800 Franken je Reisenden und ist wesentlich schneller als die Fahrt im meist dichten Verkehr.

Doch die Hamptons, die, nebenbei, den Algonkin-Indianern im 17. Jahrhundert für vierundzwanzig Äxte und Mäntel sowie zwanzig Spiegel plus Ahlen von einem Siedler abgekauft respektive -geluchst worden waren, zogen und ziehen nicht ausschliesslich Geldleute an. In den 1940er Jahren kamen etwa Jackson Pollock, der Maler (unterstützt beim Hauskauf durch Erbin und Mäzenin Peggy Guggenheim), sein Kollege Willem de Kooning oder, später, der Schreiber Kurt Vonnegut auf die lange Insel. Das Cachet der Geistzuzüger blieb bis heute irgendwie erhalten. Und sorgt dafür, dass sich Künstler wie Julian Schnabel oder Cindy Sherman niederliessen.

So erstrahlen Zeitgenossen im Glanz ihrer grossen Vorgänger. Und geben wiederum ein wenig davon ab an die fetten Namen aus der Unterhaltungsbranche. Von wo er ein bisschen auf die unglamourösen, dafür reicheren Wall-Street-Angestellten oder -Unternehmer reflektiert. Wechselwirkung nennt man das. Jede Gruppe profitiert, die Land- und Hauspreise gehen weiter nach oben. Sie gehören schon zu den höchsten weltweit (Quelle: Wikipedia); der Rekord liegt zurzeit bei 150 Millionen Dollar für ein Beach House am Strand von East Hampton. Dieser ist breit und weit und die meiste Zeit eher dünn belegt. Weil fast jedes Haus einen privaten Pool hat. Ferner gibt's bloss ein Beach-Restaurant, und sein Angebot ist von mittlerer Qualität. Der Atlantik ist zudem bis August eher kühl.



Geistzuzüger: Jackson Pollock (r.), Lee Krasner.



Unter Superreichen: Ralph Lauren (Mitte).



Anders, aber great: Jennifer Lopez (r.).



Wall Street ahoi: Strandhaus in den Hamptons.

Mit anderen Worten: Dass Landschaft sowie Natur schön sind, die Dörfer hübsch und die Leute – wenn man denn auf welche trifft – (unverbindlich) freundlich, erschliesst sich dem Beobachter *easily*. Wenn er aber verstehen will, was genau die Anziehungskraft des Sommerferienfleckens am Meer ausmacht, wo man sich nicht unbedingt an den Strand legt, nicht zwingend im Ozean badet und weder über einen *lungomare* noch eine *avenida* bummelt beziehungsweise durch einen *port de plaisance* (da nichts davon vorhanden ist), wird's schwieriger. Erklären kann man es nicht abschliessend. Stattdessen gibt man sich zufrieden mit der Erkenntnis, die Hamptons seien erstens anders und zweitens *great*, auf ihre eigene Art und Weise. Drittens sollte man dennoch hinreisen, oder genau deshalb.

Flipflops und Walle-Kleid

When in Rome... Das heisst, man sollte tun, was man dort tut. Also Golf spielen oder Tennis respektive sich sonstwie körperlich ertüchtigen – persönliche Fitnesstrainer gibt's jede Menge. Auch Wellen reiten geht, wenn die Wellen auch nicht zu den berühmtesten zählen. Dafür isst man fein. Die Restaurants sind nicht besonders angeberisch oder unbescheiden. Mittags geht selbst der wichtige Hedgefund-Guy in einen sogenannten Fischmarkt, im Grunde Theken zum Bestellen mit ein paar Holztischen am Rande des Montauk Highways, wo's Hummer, mehr oder weniger aus

der Gegend, gibt oder für Kunden, denen deren Zubereitung zu tierquälerisch ist, fangfrischen Fisch. Für eine Handvoll Dollar.

Abends mag's der Hamptonian gepflegter, aber immer noch Shorts- und Flipflops-tauglich für Männer respektive Walle-Kleid-kein-Schmucktauglich für Frauen tauglich; diese Saison ist, zum zweiten Mal bereits, das «EMP Summer House» die erste Wahl. Es handelt sich dabei um den Ableger des Küchenchefs und Schulabbrechers aus dem Aargau Daniel Humm, der in Manhattan mit seinem «Eleven Madison Park» die meisten Auszeichnungen gewonnen hat, die ein Restaurant in Amerika bekommen kann.

Zur Hauptsache aber fährt man in die Hamptons, um dort zu sein. Mit Familie. Ins Haus, das Glückliche seit Generationen besitzen. Und weniger Glückliche mieten – eine übliche Rate für eines mit vier Schlaf- und ebenso vielen Badezimmern beginnt bei 50 000 Dollar, im Monat. Darunter oder für weniger als zwei Monate gibt keiner seins her. Ausgehen tut man selten. Wozu und wohin auch? Es gibt kein Nachtleben, über das

zu schreiben sich lohnt, East Hampton ist nicht Ibiza. Höchstens nimmt man eine private Einladung an zu einer Veranstaltung für einen guten Zweck. Dabei kann die Gastgeberin das neue/frisch renovierte/anders eingerichtete

Haus vorführen. Und der Gast darüber auf der Rückfahrt herziehen.

Am Labor Day dann, dem ersten Montag im September, ist die Saison vorbei: *back to school*, Wall Street ahoi. Schaffe, schaffe, Hamptons-Häusle abzahlen. Dann gehört die Gegend wieder den lokalen Landschaftsarchitektur-, Poolreinigungs- und Bauunternehmern sowie ihren mexikanischen Stundenlöhnern.

Bobby Axelrod, dem *money*-Mann, hat das Anwesen am Strand kein Glück gebracht in der Fernsehserie «Billions». Der

himmelhohe Preis und die damit einhergehende Publizität waren eine Herausforderung, die der Staatsanwalt annehmen musste. Es folgte ein Prozess und, ums Haar, eine Gefängnisstrafe sowie das Ende von Bobbys Hedgefonds. Doch das Haus in den Hamptons, sagte er, sei das wert gewesen. ○



Spitzenkoch Humm (r.), Guidara.

Die Wellen zählen nicht zu den berühmtesten. Dafür isst man fein.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinem Sohn verbieten, das übers Jahr angesparte Taschengeld komplett für Panini-Bildli auszugeben?

Nadja Sigrist, Affoltern am Albis

Sie dürfen es ohne schlechtes Gewissen verbieten – ja, Sie müssen es sogar. Es sei denn, Sie sind mit Bill Gates oder Roger Federer verheiratet oder haben eine Ölquelle im Garten. Das Bildchensammeln hat schon manches Haushaltsbudget in Schiefelage gebracht. Gemäss Panini-Statistik braucht es 967 Päckchen mit 4832 Bildchen, um das Album sicher zu füllen. Das ergibt selbst bei Discountpreisen einen Gesamtbetrag von über 1000 Franken. Und in Zukunft wird alles noch viel teurer: Ab 2026 wird die WM mit 48 Teams ausgetragen. Dann ist das Panini-Album so dick wie ein Telefonbuch. Richten Sie ihrem Sohn bitte aus: Wenn er das Album komplettieren will, soll er gefälligst mit dem Tauschen beginnen. Darin liegt nämlich die echte Herausforderung des Panini-Aficionados. *Thomas Renggli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Der praktische Schweizer Pass scheint bei diesen Herren das Einzige, was von der Integration übrig geblieben ist.» *Mario Cortesi*

Kuckucksflügel

Nr. 26 – «Hopp Albanien!»;
Weltwoche-Autoren zur Schweizer
Doppeladler-Affäre an der Fussball-WM

Die provokative Geste Shaqiris mit ausgezogenem Mannschaftstrikot vor serbischem WM-Publikum müsste den Schweizer Zuschauern eigentlich die Augen darüber geöffnet haben, dass unsere Migrations- und Integrationspolitik weitgehend gescheitert ist und wir als nützliche Idioten vor der ganzen Welt blamiert dastehen. Wir haben Eier ausgebrütet, die Kuckucksflügel entwickelten, während die eigenen Leute (zum Beispiel die über Fünfzigjährigen) aus dem Arbeitsmarkt, sprich aus dem Nest geworfen werden.

Oskar Camenzind, Brunnen

Die zwei *Tschutter* haben ihrem Land (der Schweiz!) geschadet, als sie einen Moment ausnützten, in dem sie niemand an ihrer politischen Äusserung hindern konnte, und die Verantwortlichen in einen unlösbaren Konflikt stürzten. Hätte man sie suspendiert, wäre alle Anstrengung, auch die der Kollegen, umsonst gewesen. Es war eine Machtdemonstration, der man trotzdem nicht hätte nachgeben dürfen. *Verena Guran-Fierz, Zumikon*

Wenn Fussballspieler im Schweiz-Trikot an einer WM im emotionalsten Moment mit unmissverständlicher Geste das Symbol der albanischen Flagge präsentieren, so zeigt sich, dass Integration oft nur eine Worthülse ist. Der praktische Schweizer Pass scheint bei diesen Herren das Einzige, was von der Integration übriggeblieben ist, ihr Herz schlägt nach wie vor für das Herkunftsland. Aus meiner Sicht kann echte Integration nur erfolgen, wenn die doppelte Staatsbürgerschaft abgeschafft wird. *Mario Cortesi, Chur*

Politische Zeichen im Sport haben Tradition. Beispiele gefällig? Avery Brundage, der spätere Präsident des IOC, fand als Boss des US-Olympia-Teams nichts dabei, den Hitlergruss zu zeigen. Auch den Handschlag zu verweigern als politisches Zeichen, sich nicht vereinnahmen zu lassen, hat im Sport Tradition. Argentinien's Fussballtrainer César Luis Menotti wählte 1978 diese Form des stillen Protests. General Jorge Rafael Videla wollte ihm nach dem Finale zum gewonnenen WM-Titel gratulieren. Videla führte eine brutale Militärdiktatur an, der über 30 000 Argentinier zum Opfer gefallen sind. Auch die schweizerische Fussball-Nationalmannschaft von 1995 steht da nicht hinten an. Unser Initiator Alain

Sutter entrollte in Göteborg in der Nati beim Qualifikationsspiel gegen Schweden ein Banner mit der Aufschrift «Stop it, Chirac» als Protest gegen den französischen Atombombentest im Mururoa-Atoll, den der Staatspräsident angeordnet hatte. Doppeladler von Xhaka, Shaqiri und Lichtsteiner: War da was? Hopp Schwiiz! *Thomas Schmid, Chur*

In der Schweiz leben und arbeiten Schweizer, Türken, Italiener und viele andere Nationalitäten – auch Albaner und Serben – friedlich zusammen. Also kommen sie mal etwas herunter von Ihrem hohen Ross. Denn Fussball ist ein emotionales Spiel, das sehen wir auch, wenn zu Beispiel Basel gegen Zürich spielt.

Lurata Recì, Baar

Die pseudoschweizerische Fussball-Nati ist eine Beleidigung für unser Land, und ich fühle mich als Schweizer verletzt. Lasst lieber unsere echten Schweizer spielen, das Ergebnis ist sekundär. *Giubbini Arno, Gordola*

«Ich, ich, ich»

Nr. 26 – «Kinder für alle»; Katharina Fontana
über Fortpflanzungsmedizin

Jeder denkt an sich, die Ware kann bestellt und wieder zurückgegeben werden. Wie sind die Vertragsbedingungen, die Rendite, die Garantiezeiten, die Serviceintervalle geregelt? Niemand denkt an das Kind, nur «Ich will, ich will, ich, ich, ich». Alle schreien nach Menschenrechten, Völkerrechten usw., aber niemand hört den leisen Schrei des Ungeborenen. Das schlimmste Menschen-Unwort, das ich je gehört habe, heisst Kindswohl. Es ist eine narzisstische Lüge der Egomane. Stell dir vor, wir sind wahnsinnig, und keiner merkt es! *Guerrino Stivanello, Wil*

Helden der Gegenwart?

Nr. 26 – «Sieg der Demokratie»; Wolfgang
Koydl zu den Wahlen in der Türkei

Besser wäre doch der Titel «Adieu Demokratie». Die starken Männer – Erdogan, Trump, Putin, Orbán, Xi Jinping – sind offensichtlich die Helden der Gegenwart. Ist dies Demokratie, wenn Putin und Erdogan vor den Wahlen alle ernstzunehmenden Gegner ins Gefängnis stecken und die Medien vollständig beherrschen? *Bruno Merki, Perroy*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15						16		
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33				34	35			36					37	38
				39						40	41			
42	43		44		45					46		47		
48				49						50				
51												52		
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Halbschuh, geräuschlos und bequem

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Die Spur führt zu einem Musikstück. 7 Es braucht zwei dafür, sagen Musiker. 12 Freund oder nicht Freund, das ist bei ihm manchmal die Frage. 15 People, die man so aus Vietnam kannte. 16 Was sang da Arthur Brown 1968 in seinem Hit? 17 Geschriebenes wird dank ihm richtig. 18 Becker, deutsche Schauspieler. 19 Er, das bin ich, hat es auch schon mal geheissen. 20 Historisches Zürcher Landstädtchen. 22 Solche Länder für neugierige Reisende. 23 Bei diesem Bein ist etwas falsch. 25 Buchstäblich mangelhafte Aula. 27 Gebiet, Gelände, Land. 30 Hilft, sich eines Besseren zu bedenken, oder dann ein Pferd zu lenken. 33 Kernkraftwerke brauchen es. 34 Bei ihm geht's bestimmt nur um den Antrieb. 37 Des bayrischen Steuersünderers Spitzname. 39 Futtermittel und Ballaststofflieferant. 40 Der Winzling liebt den Keller mehr als wir ihn. 42 Andalusien: Provinz und Stadt. 45 Biblischer Erzvater. 47 Überdruss der widerlichen Art. 48 Der so genannte Berthold in „Stromberg“. 50 Er führt, mal sportlich, dann musikalisch. 51 Traurig, aber wahr, von ihm kann man geschüttelt werden. 52 Wir brauchen ihn zum Überleben. 53 Dank ihm über dem Wasser gehen. 54 Planieren, egalisieren oder so.

© Fritz Müller - Rätsel Factory

Senkrecht — 1 Wegen ihrer grunzenden Laute heissen diese Asiaten auch Grunzochsen (mit J). 2 Türkisch und mehr oder weniger wert. 3 Du sollst nicht ..., gemäss Gebot. 4 Die der Benediktiner in Engelberg. 5 So ist längst auch manch ein deutscher Jugendlicher. 6 Für Bauern dürr und unergiebig. 8 Gewusst? Grösste Insel der Schweiz ohne Festlandanschluss. 9 Irland für jene, die es genau nehmen. 10 Wenn sie einen erfüllt, spielt wohl Liebe mit. 11 Das Gesicht gehört in Frankreich zu ihm. 13 Pink Floyd, The Wall, und dort dann jenes Lied. 14 Verwandte sind Furche, Grube oder Kanal. 21 Damit hat der Streifen explosives Potential. 24 Bantusprache in Tansania. 26 AwtoWAS heisst der Hersteller, und wie der Markenname des Autos? 27 Kasachstan: wie die Hafenstadt Atyrau bis 1991 hiess. 28 In der Bergmannsprache ein Bleiglanz. 29 Jener Kazan, dreimaliger Oscar-Preisträger. 31 Wenn ihre Lunte brannte, rannte der Feind. 32 Ein Schalk und mehr, 700 Jahre ist's her. 35 Verständlicher, wenn das Rezept so ist. 36 Gemeinde, grenzt an Airolo. 38 Ausgiessen, weschütten. 41 Zweiter Weltkrieg, 1940: der Panzerdurchbruch von dort. 43 Griechisch, göttlich, kämpferisch. 44 Britische Bemerkung zum Nell. 46 Kein Würdenträger dafür Kaiserschote. 49 Medizin: Grafische Darstellung zur fachgerechten Feststellung.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 574

B	E	I	S	T	A	N	D	A	F	A	O		
H	I	P	E	I	N	O	R	D	N	E	N	I	
R	E	S	U	L	T	A	T	E	T	I	M	E	R
U	N	I	B	E	L	E	I	D	I	G	U	N	G
T	L	A	S	L	O	R	E	T	N	A			
A	T	O	U	T	G	R	A	S	E	N	I		
L	E	N	S	P	I	E	D	E	B	A	S	S	
I	S	P	A	R	T	T	R	A	M	O			
A	L	L	E	E	N	T	R	A	E	U	M	E	R
Q	U	E	N	G	E	L	E	I	S	M	A	R	T
U	N	A	E				N	A	H	T	N	I	E
A	G	N	E	L	L	I	D	E	B	N	E	N	

Waagrecht — 1 BEISTAND 8 AFAO 11 BIP
12 EINORDNEN 14 RESULTATE 15 TIMER
17 UNI 18 BELEIDIGUNG 19 LASLO 21 ETNA
(Ante, antike Architektur) 22 ATOUT 24 GRA-
SEN 27 LENS (Fachwort für Linse, Walliser
Gemeinde) 28 PIEDE (von it. Fuss) 29 BASS
32 SPAET 34 TRAM 36 ALLEEN 38 TRAEU-
MER 41 QUENGELEI 42 SMART (-TV) 43 UNA
(Merkel, amer. Schauspieler, Filmtitel: Der
grosse Bluff) 44 NAHT 45 NIE (ein) 46 AGNEL-
LI 47 EBENEN

Senkrecht — 1 BIEN (Bein) 2 EPSILON 3 SELBST
4 TITEL 5 ANALOGIE 6 NOTE 7 DREIRAD
8 ANTI 9 FEIGENBAUM 10 ANMUT 11 BRU-
TAL 13 URGA (grau) 16 (T-)ENNIS 20 AUSSEN
23 TEILUNG 25 RETTEN 26 SETA 28 PANE (it.
f. Brot) 30 AMMANN (i.d. Schweiz ist der Amt-
mann auch Ammann) 31 SORTEN 33 PEGEL
35 RESTE 36 AQUA 37 LEAN 39 RIAD 40 ERIE
(Eier)

Lösungswort — BARBARENTUM

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ZENITH

SWISS WATCH MANUFACTURE SINCE 1865



DEFY EL PRIMERO 21

ZENITH, THE FUTURE OF SWISS WATCHMAKING

KIRCHHOFER

INTERLAKEN • SWITZERLAND

www.kirchhofer.com

www.zenith-watches.com